

# Die Neue Welt.



№ 43. Jahrg. III

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Schluß.)

Martha nickte ihm lächelnd zu und nahm in der Sophaecke Platz, Wolfgang rückte einen Stuhl so dicht als möglich daneben, hielt Marthas Hand zwischen seinen beiden Händen und nun kam es zu jenem wirren, aus lauter Sprüngen zusammengesetzten, mit so manchem glücklichen: „Weißt du noch?“ durchflochtenen Geplauder, das für Dritte so unsterblich langweilig, für die beiden Betheiligten so namenlos süß ist, zu einem bald übermüthigen und bald gerührten, bald ernstern und bald zärtlichen Geplauder, aus welchem Martha das erste Wort über die Versammlung und über die Bedeutung von Wolfgangs Auftreten in derselben erfuhr. Proud sah regungslos und ernsthaft mit seinen klugen Augen auf die Gruppe; er schien nicht recht zu wissen, wie er die Situation zu nehmen habe, und so harrete er denn mit stoischer Geduld aus.

Man einigte sich in der Vermuthung, daß wohl Frau von Larisch dem Kommerzienrath, vielleicht ganz gelegentlich und beiläufig, einen Wink gegeben haben möge; Martha stützte sich dabei auf die Andeutungen Annas, Wolfgang dachte an das Rendezvous im Walde; man schüttelte den Kopf über das grobe Kommerzienrätliche Manöver, und Wolfgang warf plötzlich die Frage auf, ob er seine Abreise nicht verschieben und am nächsten Morgen bei Herrn Reischach vorrücken solle, um ihm energisch die Wahrheit zu sagen und ihm seine ganze Verachtung in's Gesicht zu werfen. Martha schüttelte nachdenklich den Kopf:

„Ja, verdient hätte er es, doppelt und dreifach, aber magst du noch hier bleiben, wenn ich fortreife? Und mich entführt ja der Nachzug, mein Gepäc liegt schon auf dem Bahnhof. Das hat die kleine kluge Anna besorgt, der du nun wohl dein freundlichstes Gesicht machen wirst — ja?“

„Gewiß, sie hat ja nun uns gerettet; aber wohin willst du denn so plötzlich und was hast du vor, Martha?“

„Hast du auch bedacht, Wolfgang, ob ich nach den Enthüllungen, die du mir gegeben hast, auch nur für Stunden in das Haus Herrn Reischachs zurückkehren kann? Ich glaube, ich müßte ersticken und mag und kann mich nicht der Gefahr aussetzen, diesen — Menschen wiederzusehen. Sieh, ich bin zu dir gekommen, ohne zu wissen, inwieweit uns eine Verständigung gelingen werde; ich wußte nur, daß ich es mir und dir schuldig war, mich zu rechtfertigen, und daß ich, wenn meine Vermuthungen eintrafen, nie wieder einen Fuß über die Schwelle jenes Hauses setzen würde. Er und ich — wir sind für immer geschiedne Leute und

ich reise heute Nacht zu einer mütterlichen Freundin, die mir einstweilen gern ein Asyl unter ihrem Dache gewährt; es sei denn —“

Sie stockte und eine milde Röthe färbte ihr Gesicht und Hals. In Wolfgangs Augen zuckte ein Strahl stolzester Freude und trunkenster Bewunderung auf und mühsam stieß er hervor:

„Es sei denn —? sprich weiter, Martha, vollende! Nicht ich, du sollst den Satz vollenden!“

In dem Blick, mit dem Martha sein Drängen erwiderte, lag der vollste Ausdruck schrankenloser Hingabe, weltvergessender Innigkeit und gläubigsten Vertrauens. Leise und einfach erwiderte sie ihm: „Ja, ich will vollenden, mein Freund. Es sei denn — du nimmst mich gleich mit.“

Wolfgang riß die Lächelnde und Weinende an sich, die unter seinen Küßsen träumerisch fortfuhr:

„Wir haben ja beide kein Heim mehr, — gehören wir nicht von Stund an zusammen und ist das Leben so lang, daß wir uns auch nur um eine Stunde des Glücks und des Beisammenseins muthwillig bringen dürften?“

„Aber hast du auch bedacht, Martha, wie man im ganzen Städtchen über dich sprechen wird und wie die Lastermäuler gierig über dich herfallen werden?“

„Ich glaube das sogar noch etwas besser und genauer zu wissen, als du, mein vorsichtiger Freund, aber sieh, auch das ist mir so gleichgiltig, ich kann dir nicht sagen, wie gleichgiltig. Wenn du mich nur achtest, was frage ich nach den übrigen Menschen? Mögen sie doch reden, wenn du nur weißt, daß ich schuldlos bin. Die Selbstachtung, die auf dem Urtheil der Menge beruht, ist ein Kartenhaus auf glattem Tisch, das jedes Lüftchen umbläst; ich will die meine aus Stein auf Felsengrund bauen — auf dein Herz! Dann trost sie jedem Sturm.“

„Du wagst, Martha; nennst du es stolz oder gar eitel, wenn ich dir ganz leise sage, daß der Gewinn das Wagniß wohl werth ist? Sehe ruhig dein alles auf den einen Wurf — du gewinnst!“

„Das habe ich vom ersten Augenblick an gewußt, wenn ich auch nicht glauben konnte, daß du mich jemals lieben würdest; nur deine Freundin wollte ich sein, ich glaube freilich, daß ich dich immer geliebt habe.“

„Nun, das wollen wir unterwegs überlegen, Martha; der Weg nach —“

„Mein, Wolfgang, sage mir nicht, wohin du mich führst, ich will auch das nicht wissen; du kannst dir nicht denken, wie süß es ist, alle Fesseln zu zerreißen und die alte Welt hinter sich versinken zu sehen und nur das Eine zu wissen, daß in der neuen, wie fern sie auch sei, das Glück wohnt.“

„Wohl, Lieb, ich begreife auch das; nun mache dich aber auf eine weite, weite Reise gefaßt, und wenn wir am Strande unserer neuen Welt landen, werden wir garnicht mehr viel übrig haben. Aber nicht wahr, das sichts dich nicht an? Ich habe auch eine tapfere, standhafte Frau, die sich in alles fügt und schickt? Wir finden wackre Freunde vor, und ich werde bald wieder so viel haben, daß ich dir ein kleines, behagliches Heim schaffen kann; diese brutalen Praktiker sollen sehen, daß ich meine liebe, ichlanke, dunkeläugige Martha, rein aus verliebter Liebe' entführt habe, und wir brauchen dein unglückseliges Vermögen nicht, das beinahe unser Verhängniß geworden wäre.“

„Ich verstehe dich, aber — es scheint, du weißt noch garnicht, was für ein sorgames Hausmütterchen ich abgeben werde. Sieh, so ganz arm komme ich doch nicht zu dir; ich wußte ja nicht, daß du mich mitnimmst, hatte mich vielmehr auf ein längeres Verweilen bei meiner guten Louise einzurichten, und ihr konnte und wollte ich selbstverständlich in keiner Weise zur Last fallen. So kann es wohl sein, daß ich mehr habe, als du; aber das soll unsere Reserve sein, für's erste will ich ganz von dir abhängen. Sind wir erst in unserer neuen Welt, so kannst du ja einmal nachsehen, wieviel ich in meinem kleinen Portefeuille habe; später, meinetwegen über Jahr und Tag, wird Herr Reichschach freilich ausliefern müssen, was ich ihm jetzt recht gern noch lassen will.“

Ueber Wolfgang's Gesicht glitt ein Schatten; seufzend sagte er: „Ich weiß freilich auch nicht, was anders werden soll, aber ich mag nichts damit zu schaffen haben und nichts davon wissen. Verwende die Zinsen zu wohlthätigen und humanen Zwecken, wir aber wollen unser eignes, kleines Budget haben, und solange mir Kopf und Hände den Dienst nicht versagen, soll es dir gewiß an nichts fehlen.“

„Glaubst du, ich wußte das nicht, Wolfgang? Aber haben die Engländer nicht ein Sprichwort, das ungefähr besagt, die Mildthätigkeit beginne für jeden einzelnen bei ihm selber? Sollst du noch länger in der Treitmühle eines Berufs gehen, der dich doch unmöglich befriedigen kann, oder sollst du diese Dienstbarkeit mit einer andern vertauschen und für Geld schreiben? Nein, das darfst du garnicht. Du wirst auch ohne Beruf immer fleißig sein und du sollst frei deinen Neigungen und Ueberzeugungen leben. Wirst du nicht die Anschauungen, die du für die richtigen hältst, mit Wort und Feder ganz anders vertreten können, wenn du in der Lage bist, überall eingehende Studien zu machen? — So ungefähr denke ich mir deine Zukunft; du wirst so unendlich mehr nützen und dir selbst ein ganz anderes Genügen bereiten können.“

Wolfgang hatte erst den Kopf geschüttelt, nun aber sagte er rasch und froh, fest und entschieden:

„Wohlan, das ist die beste Rache! Dieses Geld, in das sich der Schweiß und das Mark einer verkommenen Arbeitergeneration verwandelt hat, soll die große Emanzipationsarbeit des Arbeiterstandes unterstützen, und ich will mir durch dasselbe die Freiheit von äußeren Fesseln nur erkaufen, um freiwillig in den Dienst dieser großen Kulturbewegung zu treten, die allerlei Geister, jeden an seinem Platze, zu verwenden vermag. Es gilt, Studien zu machen in den großen Centren der Industrie in allen Kulturstaaten, und wie ich sie dann verwerthe, ob ich mich mit ihnen an das Gefühl oder an den Verstand der Einsichtigen und Wohlmeinenden wende, in jedem Falle wird die Arbeit eine fruchtbringende sein.“

„Wie es mich freut, daß mein Gedanke durch dich Fleisch und Blut und Leben bekommt! So ungefähr hatte ich mir's ja auch gedacht, aber es war alles blaß und schattenhaft und unbestimmt.“

„Es wird vielleicht noch manches mal so sein! Aber — da fällt mir ein, daß wir doch vielleicht eine kleine Rache an unserm Herrn Kommerzienrath nehmen könnten.“

Er nahm ein Blatt, schrieb mit einem Lächeln die folgenden Worte:

„10. 1. 74.“

„Ihre heute erfolgte Verlobung und ihre gleichzeitig erfolgte Abreise nach . . . beehren sich Ihnen anzuzeigen“ — und schob sie dann Martha hin, die mit zustimmendem Nicken ihren Namen darunter setzte; dann fügte er den seinigen hinzu, füllte die Lücke

durch „London“ aus und adressirte ein Couvert an Herrn Kommerzienrath Reichschach, Ritter 2c.

„Die paar Worte sind einstweilen genug, — und nun ist das Abschiedsgeheim an dich, das ich heute Abend eronnen habe, doch nicht das letzte gewesen, was ich in diesen Räumen schrieb.“

„Gib mir die Verse, Wolfgang, oder lies sie mir vor!“

„Ich will sie dir vorlesen; schwer genug wird es mir werden, aber ich habe schon eine solche Strafe verdient, und mitten in meinem Glück verlangt mich nach einer solchen Sühne!“

Als er geendet, küßte ihn Martha auf die Stirn und sagte leise: „Armer Freund, wie traurig mußt du gewesen sein und wie mußt du gelitten haben! Aber nun ist ja alles, alles überstanden.“

„Und wir müssen nun auch gehen, da ich dich doch erst noch einmal zu Frau Weiling führen muß, und Krone und Anna und wohl noch einige andere auf dem Bahnhof sein werden; wir wollen sehen, daß wir ihnen zuvorkommen können.“

Frau Weiling kam denn auch auf Wolfgang's ersten Ruf, und als ihr junger Miether ihr in heiterstem Tone und doch mit bewegter Stimme seine Braut vorstellte, die er „der Kürze halber und da er sich doch nicht wieder von ihr trennen könne“, gleich mitnehme, da lugelten der Alten die Freudenthränen über die Wangen und sie brachte es zu keinem vorschrittmäßigen Glückwunsch, sondern drückte den beiden nur krampfhaft die Hände. Erst unten an der Hausthür ermannete sie sich zu einem zusammenhängenden Satz und jagte gerührt:

„Ach, Fräulein, wer hätte sich das an dem Abend träumen lassen, wo Sie mit Frau von Larisch hier waren und ich Sie hinauf —“

Sie verstümmte erschrocken, als ihr Martha erröthend die Hand auf den Mund legte und abwehrend sagte:

„Nichts weiter! Das muß er von mir erfahren, später, oder nein, gleich jetzt, auf dem Weg zum Bahnhof. Sehen Sie nicht, was für ein verwundertes Gesicht er macht?“

Man schüttelte sich noch einmal die Hände, die alte Frau küßte Wolfgang wie eine Mutter auf die Stirn, und dann trat das junge Paar Arm in Arm und von Proud gefolgt den Weg nach dem Bahnhof an; Frau Weiling, mit ihren Thränen kämpfend und sich wegen ihrer Schwachhaftigkeit scheltend, sah ihnen nach, bis sie in Dunkel und Gestöber ihren Blicken entschwunden waren; dann kehrte sie in tiefen Gedanken in ihr verödetes Haus zurück.

Als die beiden auf dem Bahnhof ankamen, hatte Martha den heimlichen Besuch bei Wolfgang, der ihr einst durch Frau von Larisch aufgezwungen worden war, gebeichtet, und diese Beichte war mit einem dankbaren Händedruck beantwortet worden. Sie betraten dabei den noch verödeten Perron, in welchem der Zug aber bereits hielt, und Wolfgang sagte nachdenklich:

„Von deiner Leontine kann und muß ich dir da auch noch wunderliche Geschichten erzählen: mach' dich nur immerhin auf Briefe, Maiblümchen, sogar auf ein Rendez-vous im Walde gefaßt, es hat sich auch noch eine dritte Dame einigermaßen für mich interessirt und mir einen anonymen Brief geschrieben.“

Martha lachte, indem sie im Coupé Platz nahm:

„Am Ende gar Emmy? Wie komisch das wäre! Aber Scherz beiseite: kann nicht sie es gewesen sein, die Herrn Reichschach auf seine Pläne gebracht hat? Nun, wir reisen ja in die weite Welt und da kannst du in aller Ausführlichkeit erzählen.“

Wolfgang löste eben am Schalter die Billets, als Krone, den breitkrämpigen Hut tief in's Gesicht gedrückt, eifertig die Stufen emporgesprungen kam; unser Freund schob seinen Arm unter den des wackern Jüngers Gattenbergs und ging langsam mit ihm in Perron auf und ab. Er hatte aber bald bemerkt, daß Krone zerstreut und befangen war und mit irgendeinem Entschluß kämpfte, und so sagte er denn scherzend:

„Krone, Sie haben etwas auf dem Herzen und wissen nicht, wie Sie es anbringen sollen; heraus damit, sonst kommen uns schließlich noch andre über den Hals.“

„Ach, es ist rein nichts — eine Kleinigkeit; ich wollte Sie nur bitten — nehmen Sie hier den Brief, aber machen Sie ihn erst in ein paar Tagen auf!“ stieß der so Ueberrumpelte, sichtlich sehr ärgerlich über sich selbst, in hilfloser Bewirrung heraus, und wollte Wolfgang dabei ein ziemlich großes, selbstgeschmittenes, sorgsam mit Gummi zugeklebtes Couvert aufdringen. „Es ist nur so ein Einfall von mir, aber Sie dürfen mir den Spaß nicht verderben.“

Wolfgang würde, wäre Krone dabei ruhig und unbefangenen geblieben, den Brief, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, achlos

in seine Brusttasche versenkt haben; diese Verlegenheit und dieses tiefe Erröthen machten ihn stutzig und eine Ahnung blitzte in ihm auf. Er drohte scherzend mit dem Finger:

„Mein lieber Krone, ich fürchte sehr, Sie wollen Sich in der letzten Viertelstunde untreu werden, das heißt, mich überlisten und mir ein K für ein U machen. Die Hand auf's Herz — Sie wollen mir da Geld mitgeben, weil Sie mich für halb und halb gemäßigregelt ansehen und fürchten, ich könnte drüben in Verlegenheit kommen. Sie haben Sich das sehr hübsch ausgedacht und alles sehr fein eingefädelt, aber Sie sind zum Diplomaten verdorben und werden in Ihrem ganzen Leben kein Schauspieler.“

„Das ist ja eben das Unglück; Sie sollen die paar Thaler als einen Vorstoß ansehen, — können es ja später wieder bezahlen, — ich hab' mit meiner Alten drüber gesprochen, — sie ist sonst ein bißel zähe und mißtrauisch, aber diesmal war sie gleich dabei, — und nun nehmen Sie's und jagen Sie kein Wort mehr — ich bitte Sie inständig.“

Wolfgang drückte ihm herzlich die Hand und erwiderte, eigenthümlich bewegt und doch auch wieder voll Uebermuth:

„Ich danke Ihnen und werde Ihnen diesen Zug nie vergessen; ich würde mich auch keine Minute zieren und das Geld von Ihnen ganz einfach annehmen, aber sehen Sie, erstens sind meine Finanzen noch ganz leidlich bestellt, zweitens habe ich drüben alte Freunde, die reich sind als Sie, und drittens nehme ich eine reiche Frau mit, kann also garnicht in Noth kommen. Ja, ja, machen Sie nur große Augen, ich entführe dem Herrn Kommerzienrath eine von seinen Damen, ein Hufarenstreich, der Ihnen gewiß zu ganz besonderer Genugthuung gereichen wird. Erst spiele ich ihm in der Wahlversammlung den ärgsten Poffen und nun gehe ich ihm auch noch mit Fräulein Hoyer durch — und das ist der Humor davon.“

Er klopfte an das Fenster des Coupés, Martha ließ dasselbe nieder und Wolfgang stellte vor:

„Hier, Martha, hast du meinen Steiger Krone, das treueste, bravste Herz in der ganzen Stadt und einen der prächtigsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe; gib ihm die Hand, er hat es zwanzigfach um mich verdient.“

Krone brachte es zu keiner Antwort, — er drückte die zarte Damenhand, die ihm freundlich entgegengehalten ward, mit einer Energie, die wohl einer Wilderung fähig gewesen wäre; er versuchte, Wolfgang das Wort abzuschneiden, und als dieser ihm die Hand drückte und ihn auf den bärtigen Mund küßte, obwohl er sonst kein Freund von Bärtlichkeiten unter Männern war, als er ihm sagte: „Leben Sie wohl, Krone, und behalten Sie mich in gutem Andenken; ich hoffe, Sie werden noch so mancherlei von mir hören!“ — da wollte es ihm wieder einmal das Herz abdrücken, und er konnte doch nur wieder und immer wieder die Hand seines Hauptmanns schütteln und sich beschämt mit der Hand über die feuchten Augen fahren. Es war ihm fast willkommen, daß in diesem, bei seiner Weichheit für ihn so überaus kritischen Moment die kleine Anna am Arme des jungen Schlossermeisters, dem einst die beiden Alfred so sehr im Wege waren, auf Wolfgang zukam; er trat diskret zurück, in die nächste Ecke, um nicht zu stören, und hörte Anna hastig und erwartungsvoll fragen:

„Haben Sie Fräulein Hoyer nicht gesehen? Es ist möglich, daß sie mit diesem Zuge ebenfalls abreist; ich habe ihr Gepäck heimlich zur Bahn gebracht.“

Wolfgang lächelte. „Ja, Sie wollten mir aber doch eine Ueberraschung bereiten?“

„Ach, das hat Zeit, das ist nicht so wichtig; wenn ich nur wüßte, ob Fräulein Hoyer hier ist, — Sie müßten sie doch gesehen haben.“

„Freilich habe ich sie gesehen; wir reisen sogar in einem Coupé, wie dies bei einem Brautpaar wohl selbstverständlich ist.“

„Verlobt?! Mit Fräulein Hoyer?“ jauchzte die Kleine. „Und sie fährt gleich mit? Da steht aber morgen früh bei uns das Haus auf dem Kopfe!“

„Und daran sind eigentlich Sie schuld, denn wenn Sie gehalten hätten, was Sie mir mit Hand und Mund versprochen hatten, passierte die ganze Geschichte nicht. Aber ich danke Ihnen für diesen Wortbruch, er hat mein Glück geschaffen, und daß Sie den Brief früher abgaben, als Sie durften, war der klügste Streich Ihres ganzen Lebens.“

„Und nun sollen Sie auch gleich den dümmsten erfahren: ich habe mich hier mit diesem eifersüchtigen, immer ruhigen und als Mann wohl zuweilen recht brummigen Menschen verlobt, in der Hoffnung, daß er sich noch bessern wird; gutmüthig ist er, man kann es also am Ende darauf antommen lassen.“ Der herzliche Blick auf den zukünftigen Gatten, mit dem sie die neckenden Worte begleitete, strafte sie zur genüge Lügen.

Man war vor dem Coupé stehen geblieben, Martha nahm die lebhaften Glückwünsche der kleinen Uebergelücklichen entgegen und erwiderte sie freundlich, und Wolfgang sagte ernst:

„Nun sind wir ganz quitt, meine kleine Anna; ich hoffe, Ihr Bräutigam wird Rücksicht darauf nehmen, daß wir einander doch näher stehen, und nicht scheel sehen, wenn ich von Ihnen Abschied nehme, als wären Sie meine Schwester.“ Und er gab ihr die Hand und küßte sie auf die Stirn.

Das rauhe: „Zurücktreten!“ des Schaffners, der den Zug entlang eilte und die Thüren zuschlug, riß die kleine Gruppe auseinander; Wolfgang sprang in den Wagen und grüßte die Zurückbleibenden noch einmal mit Hand und Augen, das letzte, hastige Läuten schallte durch die Halle, da schoß der lange Alfred, die Stirn mit dem Taschentuch trocknend, aus der Vorhalle in den Perron und rief schon von weitem:

„Gott sei getrommelt und gepfiffen, daß Sie noch da sind! Wäre ich zu spät gekommen, ich hätte es mir nie vergeben. Aber eine höchst dringende Abhaltung —“

„Hätte mich beinahe verhindert, Ihnen in Fräulein Hoyer meine Braut vorzustellen!“ schnitt Wolfgang in bester Laune den Redefluß ab.

Eine Verbeugung Marthas, die neben ihm an's Fenster getreten war, eine verdußte Reverenz des Sonettendichters, ein Händedruck Wolfgangs — und der Zug kam langsam in's Rollen. Alfred hatte Hut und Taschentuch noch immer in der Hand, als die kleine Anna am Arme des jungen Schlossers auf den aus einer Verblüfftheit in die andere Fallenden zutrat und mit einem ein ganz klein wenig spöttischen Knix und einem mühsam unterdrückten Richern vorstellte:

„Mein Bräutigam, Ferdinand —“

Die weiteren Worte gingen in dem schrillen Pfiff der Lokomotive unter, Krone aber, der wieder vorgetreten war, schwenkte mit aller Macht seinen breitkrämpigen Filzhut und rief mit wahrer Stentorstimme den Scheidenden nach:

„Es lebe die soziale Republik!“

## Meeresleuchten.

Von Dr. Leopold Jacoby.

(Siehe umstehende Illustration.)

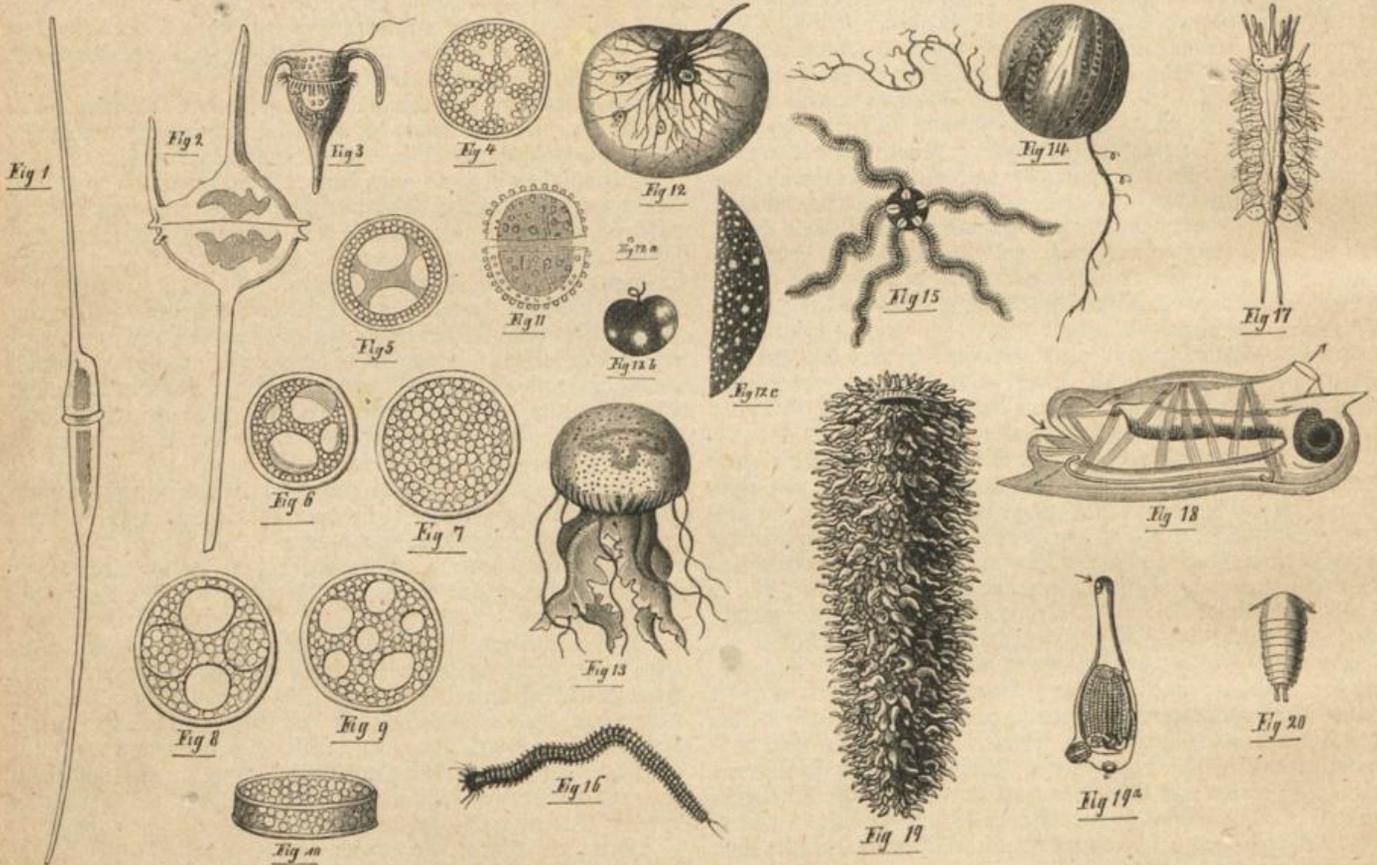
In einer gedankenreichen Abhandlung über die allmähliche Entwicklung des sinnlichen Unterscheidungsvermögens der Menschheit hat im vorigen Jahre Dr. Schmidt in Breslau nachgewiesen, daß in der frühen Kulturzeit des Menschengeschlechts das Wahrnehmungsvermögen aller Sinne, rücksichtlich der Ausdehnung der Sinneserregbarkeit und Unterscheidungsfähigkeit, ein völlig unentwickeltes gewesen sein muß. So wird in den ältesten literarischen Denkmälern, welche die Menschheit besitzt, und noch im Homer, auch überall da, wo in hochpoetischer Weise die Schönheit der Natur in Flur und Wald besungen und bis in's einzelne

geschildert wird, der Blumenduft nirgend erwähnt; der Wohlklang musikalisch zusammenklingender Töne wurde bis zu späten geschichtlichen Entwicklungsperioden vom Ohre des Menschen nicht empfunden, und vor allem wunderbar wird es dem Leser erscheinen, daß zu den Zeiten der altindischen Gesänge bis auf Homer das Blau des Himmels und ebenso das Grün der Bäume als eine besondere, von einem unbestimmten Dunkel unterschiedene Farbe für das menschliche Auge noch garnicht existierte. Noch zu den Zeiten des Empedokles und Pythagoras gab es für die gebildetsten Völker der Erde nur die vier Farben: schwarz, weiß,

roth, gelb, und zweihundert Jahre vor Aristoteles vermochte die Menschheit, wie uns Xenophanes zeigt, in dem siebenfarbigen Regenbogen nur erst die drei Farbenabstufungen: purpur, röthlich und gelb zu unterscheiden.

Mit diesem Entwicklungsprozeß der Sinnesempfindbarkeit muß die sonst völlig räthselhafte Thatsache in Verbindung gebracht werden, daß im ganzen Alterthum eine der prachtvollsten Naturerscheinungen, das Funkeln und Leuchten des Meeres in grünlich-blauem Phosphorlicht, den Menschen so gut wie unbekannt geblieben ist. Nirgends in den zahlreichen poetischen und beschreibenden Stellen der altorientalischen und der klassisch-antiken Literatur, welche vom Meere uns Kunde geben, wird des Meerleuchtens direkt Erwähnung gethan\*); selbst Plinius, dessen Naturgeschichte in 37 Büchern uns eine mit Fabeln jeglicher Art durchflochtene Zusammenstellung alles Merkwürdigen vorführt, was den Völkern der alten Zeit aus der Natur bekannt war, weiß nichts von dem wunderbaren Phänomen; er erzählt nur, daß gewisse Bohrmuscheln, wenn man sie im Dunkeln aus dem Wasser nimmt, wie mit einer leuchtenden Masse überzogen erscheinen.

Ueber die unvergleichliche Schönheit und den märchenhaften Eindruck der Naturerscheinung des Meerleuchtens herrscht unter allen späteren und neueren Berichterstattern und Forschern nur eine Stimme der Bewunderung. Columbus auf seiner zweiten Entdeckungsreise im Jahre 1502 bemerkt aus der Gegend von Puerto Vello, am Isthmus von Panama: Nachts gleichen die tobenden Wellen großen Flammen, durch die leuchtenden Theilchen veranlaßt, welche die Oberfläche des Wassers in diesem See und im ganzen Lauf des Golfstroms bedecken. Alexander v. Humboldt berichtet: Ueberall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt, überall, wo das Wasser nur erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Unbeschreiblich prachtvoll ist das Schauspiel in dem Meere der Tropenwelt, das bei finsterner Nacht eine Schaar sich wälzender Delfine darbietet. Wo sie in langen Reihen kräuselnd die schäumende Fluth durchfurchen, sieht man durch Funken und intensives Licht ihren Weg bezeichnet. Darwin beschreibt den Anblick, den ihm das Meer unter dem Kap Horn in einer sehr dunkeln Nacht darbot: Es wehte eine frische Brise und alle Theile der Oberfläche, die am Tage als weißer Staub



Leuchtinfusorien. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

erschieden, glühten mit blassem Lichte. Das Schiff trieb zwei Bogen flüssigen Phosphors vor sich her, und eine lange, schimmernde Milchstraße folgte ihm nach; soweit das Auge reichte, glänzte der Kamm einer jeden Welle. — Bennet sah auf seiner Reise im September 1832 in der Nähe des Äquators das Atlantische Meer so stark leuchten, daß es rund umher einer einzigen, feurigen Masse glich. Ein anderer Reisender, Strehler, fuhr in derselben Gegend durch ein wahres Feuermeer. Der Himmel erschien rabenschwarz und die See so hell, daß man um Mitternacht hätte eine Fliege auf dem bleichen Segel erkennen können. Ein Platzregen verwandelte das Meer gleichsam in eine aufkochende Gluth. — Bei Triest hat man an stillen Herbstabenden Gelegenheit, an den Ufern der Adria das Phänomen

\*) Wohl finden sich mehrfach einzelne unbestimmte Aeußerungen, Beiwörter u. s. w., die vielleicht auf das Meerleuchten gedeutet werden können; ein wirklicher Hinweis aber auf die doch so auffallende Naturerscheinung ist vielleicht nur die Stelle in dem Periplus („Umschiffungsreise“) des karthagischen Seefahrers Hanno zu erblicken, der um 500 vor Chr. lebte. Es heißt darin, südlich von Cerne habe man das Meer wie mit Feuerströmen brennen sehen. — Und auch die Richtigkeit des Textes dieser Stelle kann in Zweifel gezogen werden.

in einem milderen Glanz und doch in überraschender Schönheit zu beobachten, vor allem dort in der melancholischen Felsenbucht, wo das Schloß Miramare in den Fluthen sich spiegelt. Blitzfunken rinnen bei jedem leisen Athemzuge der Wellen an den Felsen auf und nieder, und Feuerstreifen und Glühsterne tauchen in lichtigem Blau aus dem Dunkel der Tiefe empor. Zuweilen aber schimmert die ganze Meeresoberfläche bis weit hinaus in leisem, geisterhaften Lichte, wie es der Verfasser einmal im vorigen Herbst in einer unvergeßlichen Novembernacht auf einer Meerfahrt nach Italien erlebte.

Nachdem über die Ursache des Meerleuchtens unter den Gelehrten lange gestritten worden, steht heute, hauptsächlich durch die eingehenden Untersuchungen von Ehrenberg, Quatrefages und Panceri, soviel fest, daß die Träger dieser Erscheinung in der lebenden Thierwelt zu suchen sind. Wenn wir den in eigenem Lichte leuchtenden Haifisch, den uns Bennet beschrieb (*Squalus fulgens*), hinzuzählen dürfen, so sind unter den Erzeugern des Meerleuchtens alle Hauptstämme des Thierreichs vertreten, dergestalt, daß die Stärke und Ausdehnung der Lichterscheinung zugleich mit der Anzahl der sie hervorbringenden verschiedenen Thierarten zunimmt, je tiefer wir in die Entwicklungsreihe hinabsteigen.



Bianca Cappello. (Seite 515.)

Unter den Urthieren haben wir als Lichterzeuger die Wurzelfüßer und die Infusorien in ihrer vielgestaltigen Formenwelt, unter den Strahlthieren: Quallen, Polypen und Seeesterne, unter den Wurmtieren: Salpen, Feuerwalzen und Borstenwürmer, unter den Weichthieren: Nacktschnecken und Muscheln, unter den Gliederthieren: Krebse, und unter den Wirbelthieren endlich den erwähnten Haiisch.

Michaelis in Kiel ist der erste gewesen, welcher Leuchtinfusorien auffand; sie wurden dann vorzüglich von Ehrenberg in Berlin genauer studirt. Bei ihm sah Humboldt im Jahre 1832 in einem finsternen Raum unter dem Mikroskop Infusorien als leuchtende Punkte aufblitzen. Ehrenberg schildert, wie er durch Filtriren von frischem Seewasser sich eine Menge von

Leuchtinfusorien verschaffte, mit denen er experimentirte. War ihre Fähigkeit, Funken zu sprühen, erloschen, so erwachte sie zu neuer Stärke, sobald die Thiere durch zugegoßene Säure oder durch Alkohol gereizt wurden. Als hauptsächlich Lichterzeuger fand er die sogenannten Kranzthierchen, kugel-, stab- oder ampel-förmige Infusorien mit einem Wimperkranz, dessen Flimmerbewegung das Thierchen fortreibt. (Siehe Figur 1—3 und Figur 7.) Ferner eine von dem Entdecker Photocharis (wörtlich

„Licht-Anmuth“) genannte Art, von welcher er berichtet: Wenn man das Thier reizt, so entsteht an jedem einzelnen Rankenfaden desselben ein Flimmern und Aufglühen einzelner Funken, die an Stärke zunehmen und den ganzen Faden erleuchten; zuletzt läuft das lebendige Feuer auch über den Rücken des Thierchens hin, so daß dieses unter dem Mikroskop wie ein brennender Schwefelfaden unter grüngelbem Lichte erscheint. Die Größe dieser Infusorien variiert von  $\frac{1}{10}$  bis  $\frac{1}{100}$  Linie. (Schluß folgt.)

## Modern-russische Zustände.

(Schluß.)

Für den Geist der Armeorganisation nur die eine für sich selbst sprechende Thatsache: Subalternchargen sind von kassirten österreichischen und deutschen Offizieren mit Leichtigkeit zu haben.

Zur allseitigen Charakterisirung des Geistes und Charakters der russischen Regierung haben wir vornehmlich noch zweier Dinge zu gedenken, die ja allbekannt und vielberufen, dennoch nicht richtig gekannt sind: das Regiment in Polen und Sibirien. Bevor er nicht auch hierüber genaue Kunde hat, glaube niemand die russische Regierung wirklich zu kennen.

„Sentimentalen Bewunderern russischer Politik“ gibt der Verfasser den Rath, erst einmal in Russisch-Polen sich gründlich umzusehen, dann mögen sie daraus einen Schluß ziehen auf das Glück, das slavische Provinzen, die unter russische Vormühsigkeit kommen, zu erwarten haben. „Die russische Grausamkeit ist bis jetzt nur trübe wie durch einen Nebel geschaut worden, denn Polen ist weit entfernt, und die Gelegenheiten, sich über seine Lage zu unterrichten, sind dürftig. Es gibt ja absolut keine unabhängige polnische Presse! Ein Pole, der, in Polen, für west-europäische Blätter schrieb, würde, bald entdeckt, nach Sibirien wandern. Nach der polnischen Erhebung von 1863—64 unternahm man es, das nationale Element vollständig auszurotten. Jedes Grundbesitzers Eigenschaften, der nicht aktiven Antheil am Kampfe gegen die Insurgenten genommen hatte, wurden konfiszirt, er selbst verbannt; die Kämpfer wurden natürlich nach Sibirien geschickt. Dasselbe geschah mit ganzen Dörfern in mißvergnügten Gegenden, und mit „raffinirter Grausamkeit“ dürfen diese „politischen Verbrecher“ mit ihren Angehörigen nicht korrespondiren, so daß sie von der Welt völlig abgeschnitten sind. „Bis auf den heutigen Tag fragen polnische Flüchtlinge, in England aufhältlich, bei der russischen Regierung nach dem Schicksal ihrer Eltern, Geschwister zc. nur ganz vergebens an und ebenso wenig kommen je Geldsendungen in ihre Hände.“ Veröffentlichungen in polnischer Sprache sind strafbar, polnische Werke in Privatbibliotheken sind längst beschlagnahmt worden. Die Pressensur, in Rußland (wie wir gesehen) leicht ungeschbar, ist unbittlich in Polen. Nach Polen reisenden Fremden wird an der Grenze jeder Streifen bedrucktes Papier, selbst Umschlag- und Packpapier, abgenommen und erst wieder bei Verlassung des Landes zurückgestellt. Polnische Frauen dürfen keine Trauer tragen, weil — sie solche an nationalen Jahrestagen anlegten. Jede Zusammenstellung von Scharlach und Weiß (die Landesfarben) in ihrer Toilette wird ihnen gleichfalls verhängnißvoll. Auf der Universität (Warschau) wird den Studenten höhnend vordozirt, daß ihre patriotischen Heldenväter „Räuber“ gewesen. Jedem Polen, der nicht zum politischen und religiösen Renegaten wird, ist jeder Gewerbebetrieb verschlossen. „Durch diese unerschönlche Tyrannei ist der öffentliche Geist in Polen ausgetreten worden“, und selbst völlige Resignation schützt vor Verfolgung und Ujonirung nicht — trotzdem bleibt der Pole immer ein Pole. „Verschwörungen“ werden oft aus einem trohigen Worte eines unschuldigen Kindes gemacht — natürlich wird es den Eltern angerechnet. „Es ist namentlich die geistige Ueberlegenheit des Polen über den Russen, die diesem mit dem ungläublichsten infernalischen Hass gegen jenen befehlt . . . Rußland hat sich vorgefetzt, Polen auf einen geographischen Begriff zu reduzieren und wird damit fortfahren, es müßten ihm denn irgendwelche unvorhergesehene Ereignisse Einhalt auf dieser Bahn gebieten.“

Die Todesstrafe ist in Rußland, damit es vom Auslande kein barbarisches Land genannt werden solle, abgeschafft worden, dafür steht Sibirien in um so größerem Flor. Die Deportation nach Sibirien erfolgt entweder durch Urtheilsspruch oder speziellen kaiserlichen Befehl durch das Polizeiministerium: das nennt man „Sr. Majestät Belieben erwarten“. Dieser Akt bleibt in tiefste

Berschwiegenheit gehüllt. Auf einmal ist der Mann verschwunden und nichts ist von ihm wieder zu erfahren, es sei denn durch einen mitleidigen Polizeibeamten. „Was einen hierbei irritirt, ist weniger der erbarmungslose Despotismus, als die heuchlerische Maske der Humanität, die uns in Rußland auf Schritt und Tritt begegnet und Fremde glauben machen will, derlei Rechtlosigkeit gehörten einer längstverhollenen Zeit an.“ Nach Aussage der Russen haben willkürliche Deportationen längst aufgehört; wird aber der Russe erst zutraulich, dann zeigt es sich, daß fast jedem Falle von Transportationen aus mysteriösen Gründen bekannt sind. Die stereotype Bemäntelung lautet: es handle sich um ein Verbrechen, das, vor die Dessenlichkeit gebracht, zu viel Skandal erregen würde; „aber die Regierung schreckt doch nie vor dem Skandal eines öffentlichen Nihilistenprozesses zurück, selbst wenn Personen hohen Ranges darin verwickelt sind.“ Fast alle nach Sibirien Verurtheilten sollen die Gerechtigkeit ihrer Bestrafung zugeben — natürlich! kann ihnen doch nur ein volles, schriftliches Geständniß ihrer „Schuld“ etwaige Begnadigung erwirken. (Dies hat den kleinen Vortheil, daß das berüchtigte Sibirien zu einem der gerechtesten Strafinsitute der Welt wird!) Es gibt drei Kategorien von Sträflingen. Sich selbst Befestigende, die ihre Familien mitnehmen dürfen; von der Regierung Unterstützte, die als Diener oder Gewerksleute sich des weiteren forthelfen müssen, und „die zu schwerer Arbeit, namentlich in den Minen, Verurtheilten. Der Transport erfolgt stets im Frühjahr, karawanenweise, durchweg zu Fuße, denn auf die hinterdrein fahrenden elenden Karren werden nur die durch die Strapazen gänzlich Erschöpften geladen, eskortirt von waffenstarenden Kosaken mit mächtigen Peitschen. Stets geht's in der Nacht fort, und Städte werden nur Nachts passirt. Die verschiedenartigsten, besten und allerwerwerfsten Elemente, funterbunt durcheinander, hintennach die Frauen, im raschesten Tempo, aber mäusehinstille, der grausigen Peitschen halber. Niemand darf dem Zuge nahen, oder er macht mit diesen Bekanntschaft. Jeden Augenblick wird der Boden abgesucht, ob nicht Briefe fallen gelassen wurden. In der ersten Kirche am Wege hören die Sträflinge die Messe und eine Predigt, „in der die Milde des Czars gepriesen wird.“ Außerhalb der Städte aber darf — gesungen, auch geweint werden! Hat sich das Gerücht von einem nahenden Zuge verbreitet, so eilt die Bauernschaft — das Mitleiden mit den Deportirten ist allgemein — mit Speise und Trank herbei, stellt sie an den Straßenrand und zieht sich wieder zurück, denn Sprechen mit den Gefangenen ist verboten. Selbst der Kosak fühlt ein menschlich Rühren — er läßt das zu, macht auch von der Peitsche nur im Falle des Ungehorsams Gebrauch. „Unglücklicherweise wird oft das Fieberdelirium, dem zarter konstruirte Individuen durch die übermäßigen Anstrengungen verfallen (von Petersburg bis zum Ural sechs Wochen, für viele dann noch verschiedene weitere Wochen!) — für „Ungehorsam“ gehalten und dann wird mit der Peitsche ein Exempel statuirt.“ Lange vor Erreichung der sibirischen Grenze sind auch die Robustesten aufs äußerste mitgenommen. — Wer indeß genügend bemittelt ist, einen Tschinovnik vernünftig honoriren zu können, kann privatim reisen — etwas kostspielig zwar, da er 5—10 Mann Bedeckung mit einem Offizier ebenfalls zu bestreiten hat. — Eine Glanzseite russischer Frauen ist ihre Opferwilligkeit, ihren Männern nach Sibirien zu folgen, wenn sie die Erlaubniß erhalten. Selbst solche, die ein „fashionables“ Leben führten, sind dann oft wie umgewandelt und werden zu ächten Weibern. Die sich dessen weigern, verfallen in die Gesellschaftsacht. Der sibirische Sträfling ist bürgerlich todt, seine Frau kann sich scheiden lassen und wieder heirathen, was aber selten geschieht und wenn doch, so raunt man sich zu, sie — habe hauptsächlich bei der Deportation ihres Mannes die

Hand im Spiele gehabt. — Die Bessersituirten loben in, mindestens 20 Werst von einander entfernten, Dorfkolonien von nicht mehr als 200 männlichen Seelen, mit 40 Mann und 3 Offizieren Bedeckung. Diese sowohl als die Popen sind gleichfalls Sträflinge. Berkehr unter den Stralkolonien ist nicht gestattet. Hart ist namentlich folgende Bestimmung. Mitgenommene Töchter müssen im 20. Jahre entweder nach Rußland zurückkehren oder einen Verbannten heirathen und sich in Sibirien niederlassen; ebenso müssen die erwachsenen Söhne zur Armee abgehen und — die Eltern wissen, daß sie die Kinder nie wieder sehen. Die über 10 Jahre in Sibirien verbracht haben, erhalten fast niemals Begnadigung, „weil sie zu viel zu erzählen hätten.“ Begnadigungen erfolgen überhaupt nur aus purer Laune und haben mit der Natur des Vergehens nichts zu thun. Die (wieder karavannenweise) Entlassenen haben erst einige Jahre unter polizeilicher Aufsicht zu leben, ehe sie in die Heimath zurückkehren dürfen, was von ihrer totalen Verschwiegenheit abhängt. Alles flieht sie an ihrem Aufenthaltsorte wie Ausfahige, indem man sich durch bloßes Sprechen mit ihnen zu kompromittiren fürchtet. — Das entsehlidste ist das der in die (Silber- und Quecksilber-) Minen Verdammten: verworfenster Auswurf und „politische Verbrecher“ von edelstem Schlage. Wer irgend kann, erkaufte sich seine Verwendung zu leichterer Arbeit. Nie wieder erblicken jene das Licht des Tages, bis sie in's Siedenhaus heraufgeschafft werden, daselbst zu sterben. Fürst Jos. Lubomirski, der die Erlaubniß erhalten hatte, die Minen zu besichtigen (und von dem man sich dessen nicht versah!), hat in französischer Sprache einen grauen-erregenden Bericht über das geschrieben, was er gesehen. Zu Gerippen abgemagerte, vollständig enthaarte, knochenraßbehaftete Menschen (von den Wirkungen des Quecksilbers) wurden unter Peitschenhieben zu schwerster Arbeit angehalten. Zwei Feiertage (Weihnachten und Ostern) im ganzen Jahre, kein Sonntag! Dreißigjährige Leute sind in fünf Jahren buchstäblich zu Greisen geworden. Den Frauen geht's um kein Haar besser. Duzendweise hat man polnische Edelbarn dort unten verkaufen lassen, sie lebten als „freie Kolonisten“. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß „schwere Arbeit in Sibirien allemal gleichbedeutend ist mit einem (nur unendlich grauameren) Todesurtheile und „die russische Regierung weiß das nur zu wohl, heuchelt aber wie in allen offiziellen Berichten.“ Dafür aber kommt wöchentlich ein Pape mit den „Tröstungen der Religion“, zur „Geduld“ ermahnend! Gleichzeitig betreibt er einen kleinen Handel mit Buttky, und dieser ist der einzige wahre Trost der Bergwerkssträflinge. „Des Lebens Bestes ist Trunkenheit!“

Die russische „Gesellschaft“ hat auf den ersten Anschein etwas ungemein einnehmendes — an dem Urtheile des Fremden ist dem Russen alles gelegen. Russische Gastfreundschaft ist wahrhaft blendend, russische Feste und dergleichen übertreffen alle sonstwo gegebenen. Der Russe ist gar freisinnig, er ist bescheiden und spricht mit großer Demuth von dem weiten Zurückstehen Rußlands hinter andern Ländern; er ist perfekt gebildet, mit den neuesten politischen, nationalökonomischen und sozial-philosophischen Theorien vertraut. Aber schon nach etwa 14 Tagen gewinnt diese Medaille ein anderes Antlitz. Der Ausländer erkennt ungemein viel Schauspielerei in allen Gesellschaftskreisen, und der dritte Eindruck nach ungefähr einem Monat hat ihn belehrt, daß er eine ungewöhnliche Anzahl von Unwahrheiten zu hören bekommen hat. Hinter jener „Demuth“ verbirgt sich ungemessener Stolz: Kritik seiner heimischen Zustände, die der Russe anscheinend ermunthigt, erregt seinen Groll. Vertraulicher geworden — und er wird das früher als einem angenehm — laßt er die Maske fallen und prahlt mit brutalster Plumpheit: Alles ist am besten in Rußland! Den Despotismus gibt man nur deswegen zu hassen vor, weil man weiß, daß er im Auslande unbeliebt, sich daher lächerlich zu machen fürchtet. Dies Freisinnigseinenwollen ist auch häufig der Grund der zahlreichen „Verchwörungen“, in die der Russe hineintaumelt und die alle kläglich scheitern. Ja, man schwagt in Gesellschaftskreisen von einer „bevorstehenden Revolution“, wie von einem „morgigen Balle“. Diese Verchwörungen haben übrigens noch einen andern Grund: Beamtenhum und Polizeimacht sind, die hohen Parastellen ausgenommen, ganz in den Händen der Deutschen; das ist dem Russen, obwohl der ächte Moskowite das Land garnicht energisch verwalten könnte, sondern es „unter seinen Händen in Stücke ginge“, nichtsdestoweniger ein Dorn im Auge, und nur: thun er so, als ob er seinen Kaiser aus den Fesseln seiner Regierungsbände befreien wolle — höchst loyale Verchwörung! — Jenes Aufait-sein in Politik,

sozialwissenschaftlicher Ethik zc. ist reine Modesache — die Mode betet der Russe der höheren Stände geradezu an — und ist daher nur dünner Firniß. Firniß seine Sprachkenntniße, sein (übrigens seltener) Kunstenthusiasmus. „Der Russe ist der am schwierigsten zu unterrichtende Mensch, denn er behauptet alles zu wissen; und es ist sehr schwierig, von ihm etwas zu lernen, denn er erfundet (lügt) mit niemals verlegener Redheit.“ Der wahre Takt fehlt dem Russen: er nimmt z. B. keinen Anstand daran, seinem Gäste oder gar einer Person in seinem Solde, im Spiele kolossale Summen abzunehmen. Der russischen höheren Gesellschaft fehlt aller und jeder moralische Halt, wie schon aus ihrer absoluten Respektlosigkeit vor der Wahrheit hervorgeht. Der wahre humane Bildungstand, sagt Grenv. Murray treffend, zeigt sich aber in der Behandlung politischer Verbrecher: kein Russe hat auch nur eine Ahnung davon, daß das Strafmaß sich nach dem Grade des Vergehens richten müsse. Drückt man seine Verwunderung über die jahrelange Untersuchungshaft jemandes aus, so heißt es ganz naiv: „Nun ja, er ist aber auch der Verchwörung — angeklagt!“ — Als Grundursache der Verderbtheit der russischen Gesellschaft gibt Verfasser das gerade ihren reichsten Mitgliedern aufgezwungene Nichtsthun an; denn da sie in keiner politischen oder sozialen Reform die Initiative ergreifen dürfen, so verzehrt sie tödtliche Langeweile und nun müssen Ausschweifungen aller Art die Leere ihres Daseins ausfüllen, und dies oft umfomehr, mit je glänzenderen Anlagen manche ausgestattet sind. — Nichtsdestoweniger glimmt's überall unter der Asche, denn „wenn die Russen wirklich einmal darauf verfallen, nachzudenken, so denken sie Uebles von ihrer Regierung.“ Die kindische militärische Gloire ist es hauptsächlich, die künstlich genährte Nationaleitelkeit, die für alle die fürchtbaren, abnormen Mißstände entschädigen muß und die großen Kinder bei leidlich guter Laune erhält! Denn „die Russen haben die größte, schönste, beste Armee der Welt,“ was nicht hindert, daß — andere Nationen auch eine solche haben. „Aber man lasse den Czar nur einmal gründlich geschlagen sein — und es wird sich zeigen, daß die nationale Unzufriedenheit keine oberflächliche Sache ist.“ — — —

So, lieber Leser, sieht's in Rußland aus, und dabei könnte ich noch zehnmal mehr erzählen!\*) Aber das Allerwichtigste glaube ich mitgetheilt zu haben, was Murrahs Werk enthält. Und fragt du dich, Leser, mit einer Stelle im „Faust“: Das liebe heil'ge — russische Reich, wie hält's nur noch zusammen? so lautet die Antwort: Wie überhaupt alle „Reiche“ von heutzutage: Dank dem noch bei weitem nicht entwickelten Selbstbewußtsein der Völker, demzufolge sie sich nicht selbst organisch angehören wollen und können, sondern einen höheren Halt außer sich suchen.

Das Volk in seiner Ursubstanz ist auch in Rußland nicht gerade schlecht, wie denn das elementare Sein das überhaupt nicht sein kann. Man kann sich der Erwägung nicht verschließen, daß ein Volk, welches sich, nach der einen Seite, so unendlich geduldig zu seinem eigenen Ungemach mißbrauchen läßt, auch nach der andern Seite, zu seinem eigenen Vortheile und Wohlfahrt richtig angeleitet, die gebedlichste Entwicklung nehmen dürfte. Volksseele ist wie Kindesseele bildsamer Stoff, dort- und dahin lenkbar. „Warum sollten die Leute arbeiten,“ sagt der Verfasser von Bauern eines Dorfes, die früher sämmtlich Leibeigene eines Fürsten waren, „da man sie nie gelehrt hat, daß Arbeit nutzbringend sei?“ Als Leibeigene schanzten sie nur für ihren Herrn und jemehr sie schanzten, desto mehr wurde aus ihnen herausgepreßt — jetzt ist die Leibeigenschaft aufgehoben und mit ihr zugleich hält der Freigelassene die Tage der Arbeit für vorüber. Was ist daran zu verwundern? „Er würde ja arbeiten, würde ihm Arbeit geboten;“ indolent wie die Leute sind, „sind sie rührig genug, wenn sie sich ein Zehntel verdienen verdienen können.“ Und im übrigen hat der Mann eine schlaue Ahnung davon, daß er durch die Verbesserung seiner Lage nur „für den Steuereintreiber gearbeitet hätte!“ —

Ob aus solcher Korruption eine moralische Wiedergeburt möglich oder totales Verkommen und schließliche politische Auflösung und Vernichtung unvermeidlich ist — wer vermag das mit einiger Sicherheit voranzubestimmen? Reviewer.

\*) Ich habe nur kulturhistorisch Werthvolles zur Sprache gebracht: von gewissen politischen Tagesfragen habe ich daher abgesehen. So z. B. habe ich den jüngsten russisch-türkischen Krieg beiseite gelassen, da ja, wie es „keinen Staatsmann in Europa gibt, der nicht gewußt hätte, daß der Vorwand zu jenem, von Seiten der blutbesteckten Regierung der Welt, ein fauler war“, auch jeder Urtheilsfähige aus dem Pubstium dies wahrlich zur genüge weiß.

# Glanz und Elend.

Ein Kulturbild.

Wer jemals in Wien in Sachers Restaurant gefrühstückt hat, muß mir beipflichten, daß die feiche Kaiserstadt an der Donau Paris, das Babylon an der Seine, nicht nur im schwindelhaften Aufputz der Nichte, die man Vedereien nennt, sondern auch in dem unverschämten Hinausschrauben der Preise erreicht hat.

Eine aufgeräumte Gesellschaft von Lebemännern frühstückt bei Sacher in dem traulichen Eckzimmer, zu dem man auf einer sehr diskreten Wendeltreppe gelangt. Die Tauben hätten uns nicht schöner zusammentragen können. Man müßte ein zweiter Kardinal Mezzofanti sein, der bekanntlich 79 Sprachen verstand, um mit jedem Genossen der Tafelrunde in seiner Muttersprache verkehren zu können. Und doch waren wir alle unter den Fittigen des Doppelaars, innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, geboren und repräsentierten nur einen kleinen Bruchtheil von Austrias vielgestaltigem Völkergewimmel.

Fangen wir mit dem Senior der Gesellschaft, dem Baron von Drmay, an, um dessen braune Augen man besorgt sein mußte, wenn man die senkrecht aufgewichnen Nadelspitzen seines Schnurrbartes ansah. Sein drollig-gemüthliches Deutsch hätte ihn als Magyar-ember dokumentirt, wenn es nicht schon der verschürzte Anzug gethan hätte, in dem sein stattlicher Körper wie angegossen ist. Gastfrei und reich, war er unerschöpflich im Auffinden passender und unpassender Veranlassungen von Gastereien. Einmal war es ein gewonnener Prozeß oder eine verlorene Wette, das andre mal ein Namens- oder Geburtstag und sofort. Heute feierten wir den Todestag seiner Frau, einer Kantippe, die ihm vor zwei Jahren den Gefallen gethan hatte, zu sterben.

Sein Nachbar zur Linken war die interessanteste Persönlichkeit von uns allen. Oesterreichs genialster Bildhauer Hans Gasser, ein moderner Diogenes, der mit Stolz erzählte, daß er noch nie Handschuhe getragen; schüchtern wie ein Kind und stark wie ein Löwe. Er war ein Kärnthner, ein Prachtexemplar jenes kernigen Bergvolkes, welches zwischen Italiener und Slaven eingekleilt, bis auf den heutigen Tag ungeschmälert seine deutsche Eigenart bewahrt hat. Seine mehr wie vernachlässigte Kleidung und das lange braune Haar, worauf feck ein Kalabreser sah, ließen keinen Zweifel über sein Künstlerthum aufkommen. Sprechen konnte er nicht viel, aber desto mehr trinken. Als Kuriosität führe ich an, daß ich ihn nie essen gesehen habe.

Drmay's Nachbar zur Rechten, Kraßnigg, obwohl von slavischer Abkunft, ich glaube ein Krainer, sprach und schrieb ein elegantes Deutsch und war seines Zeichens Journalist, gleich gewandt über und unter dem Feuilletonstrich. Gesucht und gefürchtet zugleich, war er eine jener katilinariſchen Existenzen, welche die Wogen der Revolution entweder zum Ministerfauteuil oder auf den Laternenpfahl emporheben. Niemand wußte, wo er wohnte oder ob er überhaupt wohnte, denn heute warf er den Verdienst von mehreren Wochen zum Fenster hinaus, um morgen auf mehrere Wochen zu verschwinden, der Himmel weiß, wohin. Bezeichnend für seine phantastische Weltanschauung war das Feuilleton, mit welchem er sich in Wien einführte: „Die letzten Augenblicke eines Selbstmörders.“ Heute himmelstürmender Idealist und morgen cynischer Realist — kurz, Marzif Kameau im Frack. Die deutsche Sprache hat keine erschöpfende Bezeichnung für diese literarischen Vagabunden; der Franzose nennt sie „Bohemiens“.

Der Bierte im Bunde war der Rumäne Bucimulu, „ein geleckter Affe“, welches Sobriquet (Spotname) ihm Kraßnigg oktroyirt hatte; tadellos in seiner Kleidung, was man von seinem Charakter weniger behaupten konnte. Er war Börsenmakler, Häuserpekulant, stiller Associé verschiedener Lombardgeschäfte und der Sündenbock unserer Konviven.

Meine Benigkeit, der Komödiant, dessen Wiege am Gardasee gestanden, bildete den Schluß.

Lustige Kumpane sprechen gewöhnlich nur bei der ersten Flasche von Politik, dann kommt das unvermeidliche Thema der Liebe auf's Tapet, mit und ohne Arabesken der Chronique scandaleuse. Kraßnigg, eine Autorität auf dem Gebiete der Pitanterien, erzählte in seiner kaustischen Weise von der Operettensängerin eines Vorstadttheaters, Namens Leierhoff, daß sie ein Leben wie die Königin von Saba führe.

„Heute Nacht ist bei ihr eingebrochen worden. Pretiosen im Werthe von viertausend Gulden wurden ihr gestohlen.“ Mit diesen

Worten schloß Kraßnigg seine farbenprunkende Schilderung à la Makart.

„So was kann mir nicht passieren,“ meinte Hans Gasser.

„Sag' mir nur, Kraßnigg, wie erfährst du alles gleich?“ fragte erstaunt Drmay. „Bist du denn der hintende Teufel, der die Dächer der wiener Häuser aufheben kann, um bei Nacht hinunter-zuschauen?“

„O nein. Bei mir geht alles mit natürlichen Dingen zu. Ich examinire die Milchweiber.“

„Terentete! Das ist originell. Werd' ich auch einmal probiren!“

„Ich sage euch, die Milchweiber und die Hausmeister sind Dektives par excellence. Die Polizei könnte manchmal bei ihnen in die Schule gehen,“ bemerkte Kraßnigg mit sardonischem Lächeln, der, wie alle Journalisten von der äußersten Linken, auf die heilige Hermandad nicht gut zu sprechen war.

„Man sollte garnicht glauben, daß es den Damen vom Theater so gut geht,“ warf Gasser ein und leerte seinen Champagnerfeld bis auf die Nagelprobe.

„Ramentlich wenn sie hübsch sind,“ ergänzte Mephisto-Kraßnigg.

„Und doch sind es Wasserlilien, die nur im Sumpfe gedeihen.“

Jetzt war Drmay in seinem Element. Mit beiden Händen ergriff er die Gelegenheit beim Schopf, eine Wette anzubieten, deren Ertrag beim nächsten Stellbichen in Champagner und Austern umgesetzt werden konnte. Mit den Worten: „Du siehst zu schwarz,“ eröffnete er den Meinungskampf.

Kraßnigg lachte wie Satan, der eine frische Seele in der Falle gefangen, und rief mit ungewöhnlicher Hestigkeit: „Weinst du? Hast du schon jemals am hellen Tage Sterne gesehen?“

„Nein.“

„Siehst du! Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne.“

Der Baron rieb sich mit der flachen Hand die weingeröthete Stirne und entlockte mächtige Wolken seiner dustenden Havannah. Nachdem er eine Zeitlang vergeblich nachgedacht, polterte er heraus: „Az ebatta! Ich versteh' dein Gleichniß nicht!“

„Das glaube ich. Dazu bist du zu wohlgenährt. Ich wollte damit andeuten, daß fünf Percent der Schauspieler prassen, während fünfundneunzig Percent darben.“

„Ich wette hundert Gulden gegen deine Cigarrenspize, daß es in Wien keinen Schauspieler gibt, der hungert.“

„Topp! Angenommen! — Heute ist Charfreitag. Da kannst du dich im „Loch“, einer Spielunke auf der Wieden, die man die Komödiantenbörse nennt, vom Gegentheil überzeugen. Dort versammeln sich die „Meerschweinchen“-Schauspieler aus jenen Städtchen, die man nur auf einer Spezialkarte findet. Ich will hängen, wenn zwei darunter sind, die sich seit vierundzwanzig Stunden sattgeessen haben.“

Die Wette wurde mit Aklamation angenommen, und nachdem der biedere Rumäne als Sädelwart die hundert Gulden nebst der Cigarrenspize in Verwahrung genommen hatte, wurden Drmay und meine Benigkeit zur Untersuchung des Sachverhalts im besagten „Loch“ delegirt, worauf sich die Gesellschaft trennte.

Nachdem wir in des Barons Wohnung entsprechende Toilette gemacht hatten, um nöthigenfalls für Mimen von Styrnesiedel oder Gänserndorf gelten zu können, fuhren wir in seinem Tilbury bis an die Rückseite des Theaters an der Wieden und vertieften uns am Ausgang des Papagenogäßchen in das Straßengewirr der „Laimgrube“. Wir brauchten nicht lange zu suchen, denn bald holten wir ein Paar ein, dem man auf hundert Schritte die „Schmiere“ ansah; sie ein Modell forcirter Grazie und er die Personifikation schäbiger Eleganz. Die Ophelia von Aggersdorf am Arm des Marquis Fosa von Weidling dienten uns als Wegweiser zur Komödiantenbörse.

Die „Schwemme“ und das „Eckzimmer“ des Gasthauses zum „Loch“ unterschieden sich nicht wesentlich von allen andern wiener Etablissements gleichen Schlages, aber desto mehr das dritte Zimmer, heute Thalias Sanatorium, sonst wohl nur zur Aufbewahrung von Zwiebeln und andern wohlriechenden Knollengewächsen dienend. Für lichtbedürftige Menschen schien das „Börjenslokal“ nicht eingerichtet zu sein, denn unsere Augen mußten sich erst an das Rembrandt'sche Clair-Obscure (Hell-dunkel) gewöhnen, bevor sie eindrucksfähig wurden. Dafür war aber der erste Eindruck überwältigend. Unwillkürlich fiel mir

Kaulbachs Bild „Das Narrenhaus“ ein. Aehnlich gruppirt saßen und standen die Männlein und Weiblein durcheinander.

Als wir den günstigsten Standpunkt zu unseren Betrachtungen gewählt zu haben glaubten, riefen wir den Kellner, was aber dieser Herr in dem traditionellen „Schwalbenschwanz“ gewaltig übernahm. Als wir aber zwei Seidel „Grinzinger“ bestellten, bekam er einen großen Respekt vor den „Spielern“. Auch die andern Anwesenden machten lange Hälse. Zum Lobe dieses Kunstproletariats muß ich beifügen, daß die Statistit in seinen Reihem auffallend wenig Verbrecher zu konstatiren hat.

Bald hätte unser Schauspielernimbus ein Loch bekommen, als der unvorsichtige Baron den Wein mit einer Zehnguldennote bezahlen wollte. Ich applizierte ihm einen gelinden Rippenstoß und zahlte mit klingender Münze, nämlich mit Silbersechsern, die ich aus allen Taschen zusammensuchte. Der Ungar lachte, daß die Wände zitterten, über mein Armuthsmanöver.

Uns gegenüber saß, wie wir durch den Kellner erfuhren, die komische Alte von Uttwang, Fräulein Eulalia Pomeisl, mit ihren zwei Jungen.

Der gutmüthige Ungar konnte das Traktiren nicht lassen und ließ für die halbwüchsigem Knaben eine Portion Kalbsbraten bringen. Während war die Weigerung der Mutter, auch nur davon zu kosten, bis die Kinder satt wären. Aber da konnte sie lange warten. Die Jungen entwickelten noch bei der dritten Portion eine Vernichtungsschnelligkeit, um welche sie mancher Feldherr beneiden könnte.

Der magere Knirps, der rastlos durch das Zimmer schlich, weil er kein Geld hatte, ein Seidel Bier zu bestellen, war der Charakterspieler Gistig, zuletzt in Ybbs an der Thaya. Vielleicht war er ein ehrlicher Kerl, aber er glich wie ein Ei dem andern einem Schurken. Der Glaskopf mit dem in's Gesicht genagelten Lächeln, der mit dem vor ihm stehenden, leeren Schnapsglas liebäugelte, hieß Stumpfmüller und war letzten Winter Zwerchfellerschütterer in Guttenstein gewesen, wo sein berühmter Berufsgenosse Ferdinand Raimund begraben liegt. Wir wollen hoffen, daß Stumpfmüllers Leistungen den empfindlichen Raimund nicht zum „Sichingrabbumdrehen“ bewogen haben. Die hagere, fast durchsichtige Dame an seiner Seite war seine Braut, Fräulein Scholastika Stechappell. Trotz ihres trockenen, kurz abgestoßenen Hüftens hatte sie eine dauerhafte Konstitution, denn sie spielte seit 30 Jahren jugendliche Liebhaberinnen. Die Runzeln, die ihr der Griffel der Zeit in ihre Wangen gesucht, wußte sie mit großer Fertigkeit zu verschminken.

Die „Gallmeier“ von Zwettl schäkert mit dem „Sonnenhal“ von Horn und der „La Roche“ von Gmunden unterhält sich mit der „Haizinger“ von Böcklabruck. In einer Ecke stellt der Direktor von Stein am Anger, Herr Hallwig, seine Gesellschaft für Brud an der Mur zusammen. Er scheint an zurückgetretener Wäsche zu leiden, denn trotz des überheizten Zimmers ist er bis an den Hals zugedöpselt und sein Kinn ist in einem rothwollenen Shawl begraben. Jetzt wendet er sich an einen Jüngling, den Mutter Natur mit einer semitisch geformten, mehr wie ausgiebigen Nase ausgestattet hat, mit den Worten: „Herr Knofoles, besitzen Sie eine Taschenuhr?“

„Zu dienen, Herr Direktor.“

„Dann können Sie die Regie führen.“ Und mit erhobener Stimme, damit ihn alle Anwesenden hören sollen, fährt er fort: „Ich sage Ihnen, meine Herren, dieses Wien ist ein theures Pflaster. Wenn man einige Novitäten angeschafft und etwas Vorschuf geleistet hat, sind auf Ja und Nein 10 Gulden pfutsch.“ Sprach's und verschwand.

In der Thür karambolirte er mit einem Dicken, eine Seltenheit in der verhungerten Gesellschaft, bei dessen Anblick beifälliges Murmeln entstand.

An dem Direktor von Möll, Valentino Prosenberger, ist eine Finanzgröße verloren gegangen. Zum Millionär fehlen ihm nur die Millionen. Als er vor zwei Jahren in Langenlois die Gagen nicht zahlen konnte, hatte er den ingeniosen Ausweg getroffen, seinen Mitgliebern Aktien zu 10 Gulden, einlösbar in einer gewissen Zeit, zu geben. Die armen Schlucker verwertheten diese „Bons“ mit Mühe und Verlust bei ihren Gläubigern, und diese mußten, als der Zahlungstermin verstrichen war, ihre Forderungen im Theater als Zuschauer „abfizen“.

Jetzt schritt er mit gespreizten Beinen, die mit unächten Ringen besteckten Finger in die Westentasche geklemmt, durch das Zimmer, um die vorhandene Menschenwaare zu prüfen. Sein Kennerauge hat im dunkelsten Winkel ein hübsches Mädchen entdeckt, die der

Hunger von der Nähmaschine auf die weltbedeutenden Bretter treibt, vom Regen in die Traufe. „Vortreten, Manne! herrschte er sie an. Die erglühende Schöne steht zitternd auf.

Durch die reizende Zaghaftigkeit entwarfnet, examiniert er sie etwas weicher: „Was können Sie, mein Kind?“

„Ich habe die Griseldis, Ophelia, Maria Stuart und —“

„Dummes Zeug! Klassische Stücke gehören auf einen klassischen Boden. Genoveva und das Pfefferrosel müssen Sie lernen. Wenn Sie nebstbei meine Theatergarderobe flüden wollen, sind Sie mit Kost und Logis engagirt. Vom Benefize können Sie sich ein Kleid kaufen. Abgemacht!“

Und er vertieft sich mit dem „Sonnenhal“ von Horn in Unterhandlungen. Nach einigen Minuten sind sie handelseins.

„Brauchen Sie einen Vorschuf?“ fragt er den ehemaligen Handlungsbeflissenen.

„Wenn ich bitten dürfte,“ entgegnete dieser schüchtern.

„Kellner, ein paar frankfurter Würsteln auf meine Rechnung. Schau, schau!“ ruft er, nachdem er bezahlt hat, und tritt in eine Fensterlnische. „Da sitzt ja der alte Leierhoff.“

Der Name elektrisirte uns und wir sahen in der angedeuteten Richtung einen verschrumpten Greis, dessen gebückten Rücken ein sehr dünner Flausrock bedeckte. Der alte Mann sah von seiner Zeitung auf, rückte die Hornbrille auf der Nase zurecht und läufte mit zitternden Händen das Sammetkäppchen.

Ihm die Hand reichend, sagte der Direktor in einer Anwendung von edelmüthiger Regung: „Altes Haus, Sie können bei mir im Sommer inspizieren.“

Der Alte dankte und vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Die Komödiantenbörse leerte sich allmählich, nachdem jeder Topf seinen Deckel gefunden hat, wie man zu sagen pflegt. Nur Fräulein Pomeisl mit ihren Jungen, die, von uns aufgemuntert, sämtliche vorhandene Semmeln vertilgt hatten, war zurückgeblieben. Baron Ormay steckt jedem Jungen zehn Gulden in die Taschen und spedirte die weinende „komische“ Alte, als sie sich bedanken wollte, an die Luft.

Als wir zahlten, bemerkte der Kellner, der alte Leierhoff wäre über seiner Zeitung eingeschlafen. Wir nähern uns auf den Zehenspitzen, um zu sehen, was er gelesen hat. Der ihm liegt die „Morgenpost“ mit der fettgedruckten Notiz, daß d. m. Fräulein Leierhoff — vielleicht seiner Tochter — Pretiosen im Werthe von 4000 Gulden gestohlen worden sind.

Einige Tage las man in den Zeitungen, daß im „Loch“ ein Schauspieler, Namens Leierhoff, an Entkräftung gestorben sei. Die gerichtliche Sezierung habe in dessen Magen keine Spur von Nahrung gefunden.

Baron Ormay hatte seine Wette verloren.

\* \* \*

Im Sommer 1877 reiste ich von Bozen nach Berlin und wählte die längere aber interessantere Tour durch das Buxtehthal, um von Innichen aus durch eine Fußwanderung in die Zauberwelt der Dolomiten meine argzerrüttelten Nerven zu stärken und in Villach mein Kind zu besuchen.

Die interessanteste Gebirgsformation Europas, welche der Schweiz gänzlich fehlt, die geisterbleichen Dolomiten mit ihren bizarren Fackentronen werde ich ein andermal schildern und führe den Leser nach Villach.

Für das reinliche Bergstädtchen, „die Perle Ränthens am Ufer der reizenden Drau“, wie es Anastasius Grün nennt, habe ich ein Extrablatt in meinem Erinnerungsalbum. Auch diesmal strolchte ich, nachdem ich mein Töchterchen umarmt hatte, mit ungetrübtem Behagen in den steilen Straßen herum, entzifferte zum so und so vielsten male die in die Wand der Pfarrkirche eingemauerten Grabsteinslugen und gelangte „der Nase nach“ auf einen menschenleeren Platz. Das Panorama ist hier geradezu entzückend. Den südlichen Horizont begrenzen die bis zu 10,000 Fuß ansteigenden, kahlen und schneegefurchten Karawanken mit ihren saftig-grünen Vorbergen des Drau- und Gailthals, und nordwestlich schließt den grandiosen Gipfelkranz der Dobratsch ab, der österreichische Rigi mit einem weißschimmernden Hotel auf seinem Rücken.

Blödsich hätte ich aufschreiben mögen.

Zehn Schritte vor mir stand auf einem Sandsteinsocel mein Freund Hans Gasser, wie er lebt und leidet. Die auffallende Neigung des langbehaarten Kopfes zur linken Schulter; die martirten und doch so unendlich milden Gesichtszüge; der zwei-

getheilte, ungepflegte Vollbart, ja selbst der bequeme Flausrock mit den breiten Ärmeln — täuschend ähnlich im Schnitt, nur die Flecken fehlen. Auch die fettglänzende Weste und die am Knie gestickten Beinkleider hat man für die Nachwelt idealisiert. Gestützt auf einen Marmorblock hält die Linke den Meißel und die Rechte schwingt schlagbereit den Schlägel.

Als ich mich an dem lieben, guten Kameraden satt gesehen hatte, eilte ich in's Kaffeehaus, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Daß mir die Inschrift am Sockel dieselben hätte erzählen können, hatte ich in der Aufregung vergessen.

Die Tarock- und Billardspieler sahen mich groß an, als ich wie eine Bombe hereimplatzte und dem hungrigsten Zeitungsstrolach sein Futter, die Lektüre, entriß, um mir von ihm die Entstehungsgeschichte des Denkmals erzählen zu lassen.

Mein Landsmann Zanetti brachte mich mit seiner Ruhe zur Verzweiflung. Zuerst setzte er sich auf die Zeitung, damit sie ja niemand vor ihm lesen solle, dann putzte er einige Minuten sein Binoche und begann: „Waren Sie denn mit Bayer und Weiprecht am Nordpol, daß Sie das nicht wissen?“ Ich wußte nicht, ob ich mich schämen oder ärgern sollte, doch zog ich das letztere vor und apostrophirte meinen Freund mit den Worten: „Schießen Sie endlich los in drei Tausendnamen.“

„Wenn Sie mich mit so mächtigen Allirten bedrohen, so muß ich wohl.“

Um mich auf die Folter zu spannen, begann der Mensch sich eine Cigarette zu drehen, und nachdem er sie in aller Gemächlichkeit angezündet hatte, fuhr er fort: „So hören Sie denn. Ein fürchtbares Verhängniß hat den armen Hans Gasser wie ein Bliß aus heitrem Himmel ereilt. Ein Steinplitter drang ihm während der Arbeit unter den Daumen der rechten Hand. Er beachtete die Wunde nicht, bis sie brandig wurde. Die Aerzte stellten ihm die fürchterliche Alternative: Amputation der Hand oder Tod. Er überlegte nicht einen Augenblick und wählte den Tod. Die Gemeinde von Billach ehrte das Andenken ihres Mitbürgers durch ein Denkmal.“

„Der Ring des Polykrates,“ murmelte ich. „Was wird wohl aus Kraßnigg geworden sein?“

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen,“ warf Zanetti ein.

„Kannten Sie ihn denn?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, aber ich habe in dem Augenblick, als sie so freundlich waren, mich zu stören, im ‚Wiener Tageblatt‘ seine Beerdigung gelesen.“

„Und wie hat er geendet?“

„In Noth und Glend!“

In Wien erfuhr ich, daß der biedere Rumäne Bucinistiu im Zuchthaus saß und daß Baron Drmay, nachdem der Krach sein Vermögen verschlungen hatte, spurlos von Wien verschwunden war. Das ist der Lauf der Welt.

Dr. Max Traußl.

## Weltausstellungsbriefe.

V.

(Schluß.)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine Unmasse von Nähmaschinen ausgestellt, fast alle nach verschiedenen Systemen konstruirt, und außerdem eine Anzahl Werkzeugmaschinen, die dem irischen Erfindungsgeist jenseits des Ozeans große Ehre machen. Besondere Aufmerksamkeit erregen eine Schreibmaschine, die die Form eines Klaviers hat, auf dessen Tasten die verschiedenen Buchstaben angegeben sind, und eine ganz neue, aber höchst einfach konstruirte, biegsame und bewegliche Wellenleitung, welche von einem Arbeiter bequem und leicht nach jeder Richtung hingeführt werden kann. Abgesehen von diesen kleinen Maschinen und neuen mechanischen Vorrichtungen, welche die Handarbeit erleichtern oder ersetzen, ist die diesmalige Ausstellung Amerikas im Vergleich mit Wien und Philadelphia nur außerordentlich gering und klein. Einige Dampfpumpen, die fortwährend große Quantitäten Wassers aufsaugen, ausschütten und wieder aufsaugen, landwirthschaftliche und Holzbearbeitungsmaschinen, sowie ein großer, langer Eisenbahnwagen mit acht Rädern, der auf doppelten Federn ruht, die das Schwanken nach allen vier Richtungen hin verhindern, sind unter den größeren Maschinen noch besonders bemerkenswerth. Das praktische Amerika scheint zu der Einsicht gelangt zu sein, daß ein allzuhäufiges Besichtigen der Weltausstellungen nicht von großem Werthe ist, und hat sich deshalb die Kosten, welche ein Transport zahlreicher großer Maschinen erfordert, wohlweislich erspart.

Dagegen hat England kaum Platz für die vielen Maschinen gefunden, welche es herübergeschickt hat, obgleich diesem Lande der Name, welcher Deutschland zuertheilt war, zuertheilt worden ist. Es ist unmöglich, hier auch nur eine Uebersicht der englischen Fabrikate zu geben. Was man sich an Maschinen denken kann, ist sicherlich in einem oder in mehreren Exemplaren bei England zu finden. Da sind Maschinen zu großartigem Ackerbaubetrieb von J. Fowler in Leeds: Dampfpflüge, Lokomobilen, Straßenlokomotiven u., wie bekannt in der prächtigsten Ausführung, Dampfhämmer, hydraulische Maschinen für den Bau von Brücken und Dampffesseln, zum Rieten und Lochen der Bleche, Druckpressen, Pumpmaschinen für Bergwerke und Pulsometer, Spinnmaschinen, Vor- und Feinspinnstühle, Karden, Webstühle, Näh-, Wollkämm- und Holzbearbeitungsmaschinen, die alle in Thätigkeit sind, ferner Schleifmaschinen mit künstlichen Schmirgelschleifsteinen, und als Spezialität einige Gasmaschinen, die durch fortwährende kleinere Explosionen von Gas in Betrieb gesetzt werden, endlich auch Feuerspritzen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen und Taucherapparate.

Fast alle die Maschinen, welche sich in den fremdländischen Abtheilungen befinden, sind auch in der französischen vertreten, einige besser, andere weniger gut konstruirt, durchweg aber eleganter in der Form. Um Wiederholungen zu vermeiden, sehe ich von einer neuen Aufzählung ab, obgleich Frankreich zweimal soviel Maschinen aufgestellt hat, als alle andern Völker zusammen. Man würde allein Wochen und Monate brauchen, wenn man die Objekte, welche diese weiten Hallen enthalten, genau studiren wollte, an eine Beschreibung derselben ist garnicht zu denken, dieselbe würde möglichenfalls hundert Bände anfüllen. Der freundliche Leser muß es mir also auf's Wort glauben, wenn ich kurzweg der allgemeinen Meinung Ausdruck verleihe, daß die französische Maschinenindustrie fast nach allen Richtungen hin auf der Höhe der Zeit steht und bereitwillig die neuesten Erfindungen und Konstruktionen

der fremden Länder, besonders Nordamerikas, sich einverleibt hat. Ich will aber doch wenigstens einige Andeutungen geben. Wenn man von Osten in die französische Maschinenhalle eintritt, so passiert man zuerst die Kolossalausstellung in Pyramidenform des Kupferwerkes Lavefière mit seinen langen Röhren und Platten. Dann folgen die Druckereimaschinen in schöner Auswahl. Hier werden tausende von Exemplaren des in Paris viel gelesten „Journal illustré“ vor den Augen des Publikums abgezogen; hierauf die Stempel- und Papiermaschinen. Letztere verrichten die komplizirtesten Arbeiten des Falzens, Brechens, Schneidens, Ordneus und Hänsens der Drucksachen mit großer Schnelligkeit und Gratzheit. Es folgen die Stic-, Webe-, Spinner- und Wirtmaschinen, die viele glänzende Proben zutage fördern, welche sofort gekauft werden können.

Diesen kleineren Maschinen sind die großen, durch Dampf und komprimirte Luft getriebenen Ungeheuer benachbart, welche bei Tunnelbauten und Bergwerken gebraucht werden, unter ihnen Gesteinsbohrer und Stoßmaschinen, welche die belgischen an Größe noch übertreffen. Nicht zu überschlagen sind auch die Hochöfen- und Pochwerkmodelle, welche durch ihre prächtigen Formen auch den Laien interessieren. Elektrische Leuchtthurmapparate, Dampfnebelapparate, die an der Meeresküste aufgestellt, zehn Meilen weit hörbar sind, fehlen nicht. Plötzlich weht uns ein eiskalter Hauch an. Er kommt stoßweise aus einem 30 Centimeter breiten Rohr, welches von einer Eiskruste umkleidet ist, trotz der herrschenden Hitze. Wir stehen an einer Lüftungsmaschine nach dem System Giffard, welche durch komprimirte Luft in Bewegung gesetzt wird. Nun beginnen die Doppelreihen der großen Dampfmaschinen, die unaufhörlich klappern, hämmern, sähen und brausen. Die gewaltigen Schwungräder erzeugen einen immerwährenden Luftzug, in dem man sich erkälten kann. Zwischen diesen befindet sich, in dem ruhigen Mittelpunkt bildend, die Ausstellung der Eisen- und Zinkgießerei von L. Grados in Paris, welche hauptsächlich architektonische Zierathen für Kirchen, Paläste und Häuser herstellt. Nun wieder Maschinen und wieder Maschinen. Unabsehbar ist ihre Anzahl. Unter ihnen große Werkzeugmaschinen, Drehbänke, Dampfhebel, Fräsemaschinen, die dicke Eisenplatten wie Butter schnitten durchschneiden, Stempel-, Bau- und Dachziegelpressen, Diamantschleifereien, Stempelschneidemaschinen, die nach einem beliebig großen Muster Münzen, Medaillen u. in jeder Größe fabriziren, ohne daß der Arbeiter mehr zu thun hätte, als ein paar Schrauben auf- und zuzudrehen. Zuder-, Chokoladen- und Delfabrikanten finden hier alle Maschinen und Apparate, die zu ihren Einrichtungen nöthig sind, und zwar meistens in so großen Exemplaren, daß sie fast die Höhe der 20 Meter hohen Halle erreichen. Den Beschluß machen endlich Hansstandsmaschinen, und im nordwestlichen Pavillon des Industriepalastes der imposante Aufbau der Thiebautischen Bronzegießerei. Dieser Aufbau ruht auf Porphyrsäulen, welche den Sockel eines großen Reiterstandbildes Karls des Großen tragen. Der achtbündige Kaiser wird hier Charlemagne genannt und als erster französischer König verehrt. Zahlreiche andere Statuen in verschiedener Größe, und alle aus Bronze gegossen, umgeben das imposante Monument. Eine ähnliche Sammlung von Statuen hat auch das Eingangsverkeil Wal d'Osne auf die Ausstellung geschickt, doch stehen diese mehr vereinzelt in allen Theilen des Industriepalastes und der Gärten.

Frankreich hat überhaupt, was Maschinen, Eisenbahnen, Agrilkultur- und Weinproduktionsapparate anbetrifft, mannichfaltig und im größten Maßstabe ausgestellt. Es gibt noch sehr viele einzelnstehende Häuser und Pavillons, welche derartige Ausstellungsgegenstände beherbergen.

Unter diesen steht der großartige Palast der Creusot'schen Schmiede- und Gußeisenfabrik, dessen Eigentümer der jüngstverlebene Ex-präsident des früheren gesetzgebenden Körpers, Schneider, war, obenan. Dieses ausgedehnte und renommierte Institut konstituiert erfolgreich mit dem bekannten Krupp'schen Etablissement und verfertigt, wie dieses, hauptsächlich Kanonen. Zwischen beiden ist ein Wettstreit ausgebrochen, vor die größten Menschenbilder fabrizieren kann. Treten wir in den Pavillon ein, der sich zwischen dem Industriegebäude und der Seine befindet. Er ist von außen sehr hübsch und zierlich angemalt und schon von weitem erkennbar an dem großen, blauangestrichenen Dampfhammermodell, welches sich vor der Thür befindet. Das Original steht in Creusot und legt täglich Proben seiner furchtbaren Kraft ab. Im Innern des Pavillons finden wir als Hauptschaustück eine trefflich gearbeitete große Dampfmaschine von 2640 Pferdekraft, die für ein französisches Schraubenpanzerschiff bestimmt ist. Daneben liegt, die ganze Breite des Raumes durchmessend, ein kolossaler Stahlschinder, 18½ Meter lang und 20,250 Kilo schwer. Er wird demselben Schiffe dermaleinst als Schraubenwelle dienen. Man denke sich die Schwierigkeit, einem solchen Stahlschinder die gleichartige Festigkeit und Ebenmäßigkeit zu geben! Auch Panzerplatten von fast 1 Meter Dide, auf einem Stück der Schiffswand montiert, kann man hier mit Entsetzen bewundern. Wie grausam und thierisch muß der Mensch noch im 19. Jahrhundert sein, wenn er solche Schutzwände vor den Angriffen seines „lieben Nächsten“, der gleich ihm stets humane Phrasen im Munde führt, nötig hat. Ja, er hat sie nötig, denn in der Erfindung der Angriffswaffen ist der Geist des 19. Jahrhunderts vielleicht noch frucht- und furchtbarer. Eine Kollektion von sauber gearbeiteten Kanonenröhren streckt uns ihre verderbbringenden Oeffnungen entgegen. Das kolossalste Geschütz auf Gottes Erde wird wohl jenes 11 Meter lange, 38,000 Kilogramm schwere und einen halben Meter im Seelendurchmesser habende Kanonenrohr werden. Bis jetzt ist es noch nicht montiert und auch nicht ausgehöhlt, aber wie bald wird das geschehen sein, und vielleicht wird es schon in einem der nächsten Jahre Kugeln und Granaten entsenden, denen auch die stärkste Panzerplatte nicht mehr widerstehen kann. Für Laien hat diese Creusot'sche Ausstellung etwas Entsetzen- und grauerregendes, für Kenner der Eisenindustrie verschwindet dieses Gefühl aber vor dem des Staunens über die treffliche Arbeit. Um zu zeigen, wie fest der Stahl ist, welcher zur Bearbeitung kommt, liegen zahlreiche Stangen, Platten und Façoneisen auf den Tischen verstreut, die sämtlich den Druck des riesigen Dampfhammers haben spüren müssen: einige sind zerbrochen, aber der Bruch zeigt uns deutlich die innere Ebenmäßigkeit; andere sind gekrümmt und gewunden und geben Zeugnis von ihrer immensen Elastizität. Außer diesen Eisenschmiedaten befinden sich im Creusot'schen Pavillon noch sehr sauber ausgeführte kleinere und größere Modelle der ausgedehnten Fabrikräume und der Berggegend, in welcher sie liegen. Sie veranschaulichen, wie das Eisen gewonnen wird. Eine überlebensgroße Statue des verstorbenen Schneider steht an der hinteren Wand, dem Portal grade gegenüber. Es ist ein Denkmal, wie nur das 19. Jahrhundert eins setzen konnte. Schneider, der willentlose Hofschatz Napoleons III., welcher durch seine politische Freigebigkeit und Sklavengesinnung einst die Verachtung der ganzen liberalen Welt auf sich zog, er ist es, den man hier in Eisen pomphaft feiert, und weshalb? Weil er Geld hatte, weil er mit Hilfe Napoleons seine Fabrik vergrößern und immer mehr und immer mehr Geld verdienen konnte. Nicht die Arbeiter, welche die trefflichen Produkte hergestelt haben, werden belorbeert, sie können Hungers sterben, wenn sie arbeitsunfähig werden, aber desto mehr der Mann, der sein Glück durch alles Schranzenhum zu korrigieren wußte. Und das finden jetzt dieselben Liberalen ganz natürlich, die ihn einst verspotteten und verhöhnten.

Ein zweites großes Eisenindustriewerk Frankreichs, die Gesellschaft von Commentry-Fourchambault, hat ihre Produkte, die meist aus Panzerplatten und großartigen Schmiedestücken bestehen, in einem Pavillon im südlichsten Theile des Marsfeldes ausgestellt. Dicht daneben befindet sich auch ein Schuppen, in welchem eine Eisfabrikationsmaschine in fortwährender Thätigkeit ist. Sie ist nach dem System Raoul Pictet & Comp. aufgebaut. Sie fabriziert täglich 24,000 Kilo Eisblöcke und erzeugt die Kälte auf chemischem Wege mittels schwefelsaurem Ammoniak.

Was die Franzosen an Eisenbahn- und Tramwaywagen ausgestellt haben, befindet sich hart am jenseitigen Ufer der Seine auf dem Trocadero. Da die Schuppen etwas abseits liegen, werden sie selten von der neugierigen Menge besucht, und doch ist mancherlei Interessantes da zu sehen, zum Beispiel Lokomotiven, die von komprimierter Luft getrieben werden, Dampftramways, welche das Neuere eines gewöhnlichen Pferdebahnwagens haben; die Maschine befindet sich hinter sinnreichen Verkleidungen aus Blech. Einige derselben sind mit elektrischen Bremsen versehen; sobald die Räder nur ein wenig abwärts rollen, theilt ein Draht dies einem Elektromagneten mit, der sofort eine Maschine in Thätigkeit setzt, welche die Bremse augenblicklich vorschleibt, und zwar mehr oder weniger, je nach der Sentung der Spur. Eine Lokomotive, die kaum zwei Meter lang ist und den Namen „Vilpuy“ führt, sowie Lastwagen in entsprechender Größe, sind für schmalspurige Schienenwege bestimmt, leicht transportabel und werden vielfach in der Landwirtschaft und beim Bergbau gebraucht. Endlich erregen auch die Fiaker und Droschken Aufmerksamkeit, welche nicht von Pferden gezogen, sondern mit Dampf getrieben werden. Die Maschine befindet sich hinter der Rückenlehne und das Steuer dort, wo bei einem gewöhnlichen

Wagen der Kutschersitz zu sein pflegt. Diese Dampfswagen, die übrigens ganz hübsch aussehen, werden wohl noch nicht allzubald in Mode kommen, da ihre Konstruktion sehr kompliziert ist.

Es wird sich Gelegenheit finden, später noch auf einige andere große Maschinen zurückzukommen, vorläufig lehren wir in den Industrie-palast zurück. Außer den beiden Maschinenhallen an den Längsseiten des Gebäudes befinden sich noch zwei hohe und breite Hallen, sogenannte Vestibules, an den Breitseiten. In der nordwestlichen Halle befinden sich der indische Schatz, die Gobelins und die Sevresfabrikate, welche ich schon erwähnt habe; die südöstliche führt den Namen „Handarbeiter-halle“ und bildet einen Hauptziehungspunkt der großen Menge, weil hier in zahlreichen Abtheilungen Handwerke vor den Augen des Publikums betrieben werden. In der Mitte, hinter hohen Glaswänden, befindet sich eine Diamantschleiferei, die viel umstanden wird; da aber die Diamanten so klein sind, daß man sie unter den Händen der Arbeiter gar nicht bemerkt, so kann man sich auch gar keine Aufklärung über die Thätigkeit der kleinen mechanischen Vorrichtungen verschaffen. Kostbar ist die Sammlung der rohen und bearbeiteten Diamanten, welche hinter doppeltem Glasverschluß schimmern und blitzen. Weiterhin treffen wir auf Arbeiter und Arbeiterinnen, die künstliche Blumen fabrizieren, Puppen aufputzen und coiffieren, Eisenbein- und Knochenartikel schnitzen, Papeterarbeiten verrichten, Manschettenknöpfe stampeln, Bürsten binden, Taschenfeuerzeuge zusammensetzen u. s. w. Um als Letzte wirkliche Einsicht in die Fabrikation aller dieser Dinge zu erhalten, muß man sich dieselbe selbst ansehen. Wer nicht nach Paris kommen kann, wird ebensoviel lernen, wenn er die betreffenden Werkstätten in Deutschland aufsucht, denn eine originelle Arbeitsmethode besitzen die pariser Arbeiter nicht. Diese Fabrikanten gehören eigentlich gar nicht auf die Ausstellung, da es ihnen weniger um die Ausstellung und die Veranschaulichung der Handwerke, als vielmehr um den Verkauf ihrer Erzeugnisse zu thun ist. Sie spekulieren eben auf die Neugierde des Fremdenpublikums, welches auch den größten Schund — um mich derb auszudrücken — kauft, sobald es nur daheim jagen kann, es habe dies und jenes Produkt auf der Ausstellung gekauft und die Fabrikation beobachtet. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche hier in unausgesetzter Thätigkeit sind und sich von Hinz und Kunz anstaunen und angaffen lassen müssen, bedauern sich wirklich. Sie sitzen fast da wie auf dem Markt in Brasilien, wo die unglücklichen Sklaven ihre Künste zeigen müssen. Ebenso wie auf diese werden auch hier auf die Arbeiter Gebote gemacht, wenn sie sich als besonders geschickt erweisen. Seltsame Eindrücke empfängt in diesem großen Handwerkerlaale auch das Ohr des Besuchers. In das unmelodische Rischen, Scharren, Stampfen, Kreischen der Maschinen drängen sich die dröhnenden Töne der Orgeln, welche sich ebenfalls in demselben Raume befinden. Ein Fabriklaal, in welchem zur Erheiterung der Arbeiter Orgel gespielt wird, dürfte ganz neu sein! Kade.

**Bianca Cappello.** (Bild Seite 509.) Man muß an der Vernunft der Weltleute zweifeln, wenn man die Ursachen der schaffenden Natur mit ihren Wirkungen vergleicht. Ist gibt sie Männern die herrlichsten Geistesgaben, um sie verhungern zu lassen, und schüttert Fortunus Füllhorn über Dummköpfe aus. Den Frauen scheint sie nur deshalb blendende Schönheit zu verleihen, um ihre Niedertracht damit zu verdecken. Unser Bild zeigt uns auch so eine schillende Eschlange unter duftigen Blumen — Bianca Cappello. Sie übertraf an heuchlerischer Verschlagenheit sogar die berühmte Tochter des Papstes Alexander des Sechsten, die Gismisierin Lukrezia Borgia. Im Jahre 1548 in Venedig als Sproßling einer hochangesehenen Welsfamilie geboren, ließ sie sich als 17jähriges Mädchen von einem Florentiner nach seiner Vaterstadt entföhren. Dieser schamlose Abenteuerer verkaufte sie an den Herzog Francesco von Medicis und entschädigte sich in den Armen der schönen Cassandra Bongianni. Obzwar der Herzog Francesco von Medicis mit der Erzherzogin Johanna von Oesterreich vermählt war, installierte er dennoch Bianca Cappello im Palazzo Pitti öffentlich als seine Maitresse. Sie beherrschte ihn von dem Augenblick, als sie ihm einen untergeschobenen Knaben als ihr Kind darbrachte. Mit der Ermordung aller Mitwisser dieser That, sowie ihres Mannes Bonaventuri und seiner Geliebten Cassandra Bongianni, betrat sie ihre blutige Laufbahn. Trotzdem die legitime Frau dem Herzog einen Sohn schenkte, dessen Geburt ihr das Leben kostete, wurde Bianca Cappello auf den Rath des herzoglichen Beichtvaters Giambattista Venosti mit Francesco heimlich getraut. Die geringste mißliebige Aeußerung brachte dem Tadler der herzoglichen Schwäche den Tod. Nachdem sie auch den Sohn Johanna's aus der Welt geschafft hatte, wurde ihre Trauung mit dem Herzog öffentlich, in Gegenwart der spanischen und venetianischen Gesandtschaft, vollzogen. Da die verhaßte Intrigantinn, vom Adel gemieden, nur von den Pfaffen gehalten, dem erbitterten Volke ihren untergeschobenen Sohn als Thronfolger nicht aufdringen konnte, suchte sie Beistand und Schutz bei einem Gesinnungsgenossen, dem präsumtiven Thronfolger, Kardinal von Medicis. Unser Bild stellt die Zusammenkunft des Kardinals mit dem Herzog und seiner Gemahlin auf dem Lußschloß Poggio de Cajani im Jahre 1587 vor. Hier sollte die Verbrecherin ihren Meister finden. Der saubere Kardinal vergiftete die Gismisierin sammt ihrem charakterlosen Manne. Diese jedem menschlichen Gefühl hohnsprechende Verrettung schaudererregender Thatfachen ist nicht etwa die Fiktion eines Dichters, sondern ein blutbeprägtes Blatt aus der altmächtig beglaubigten Familienchronik der Medicis. Dr. M. T.

**Der Phonograph und das Mikrophon.** Ein Gebiet nach dem andern verliert das Reich des Unmöglichen an seine unerbittliche Vesslerin, die Wissenschaft. Die von der Bibel zu Wundern aufgebauften Thaten des jüdischen Gesetzgebers Moses, vor denen einst der Pharao von Aegypten zitterte, schrumpfen heute zu gewöhnlichen Taschenspielerkunststücken zusammen, welche die Wissenschaft auf natürlichem Wege erklärt. Wenn jemand unsern Großeltern erzählt hätte, daß Münchhausens Fabel von den gefrorenen Tönen eines Waldhorns, die im geheizten Zimmer lustig erklangen, sich verwirklichen wird, so hätte man ihn sicherlich in's Narrenhaus gesteckt. Und doch wird es einst durch Vervollkommenung des Phonographen ermöglicht, das gesprochene Wort und den gesungenen Ton von Geschlecht zu Geschlecht fortzulingen zu lassen. Sein nun einunddreißigjähriger Erfinder, der Amerikaner Thomas Alva Edison, ist ein Genie im verwegesten Sinne des Wortes, denn er hat nie eine Schule besucht. Mit elf Jahren verdiente er durch Zeitungscolportage in Eisenbahnwaggons seinen Lebensunterhalt und gab mit 13 Jahren ein Eisenbahnjournal heraus, das er, gleich Benjamin Franklin, selbst konzipierte, setzte, druckte und colportierte. Von seinen mageren Ersparnissen schaffte sich Edison naturwissenschaftliche Bücher an und richtete sich ein kleines chemisches Laboratorium ein, mit welsch' letzterem er während der Fahrt Experimente anstellte, aber auch einen Brand des Waggons durch Selbstentzündung von Phosphor verursachte, der ihn zum Aufgeben seines Zeitungsgeschäftes zwang. Nach dieser Katastrophe lernte er ohne jegliche Anleitung die Telegraphie und trat in die Dienste der Western Union Company. Als Beamter dieser Gesellschaft erfand er den Duplexapparat, vermittelt dessen die gleichzeitige Beförderung von zwei Depeschen auf demselben Drahte ermöglicht wurde, den Gold- und Stockindicator, eine Vorrichtung, die während der Börsestunden auf sich selbst abwickelnden Papierstreifen in den nordamerikanischen Hotels und Bankhäusern die kurze telegraphisch meldet, und schließlich den Phonographen.

Dr. Julius Hinde beschreibt seine Einrichtung folgendermaßen: „Das Instrument besteht aus einer kreisrunden Scheibe starken Papiers, die auf einem Holzringe aufgespannt ist, der seinerseits in einem Schallbecher ausmündet. Wird ein Wort in den Schallbecher hineingerufen, so geräth die Papierscheibe in zitternde Schwingungen, welche, je nach der Natur der Vokale und der Gruppierung der Konsonanten, verschieden ausfallen. Auf der Rückseite der schwingenden Scheibe befindet sich nun ein Metallstift, dessen äußerste Spitze eine Messingwalze berührt, die mit einem Blatte weicher Zinnfolie überzogen ist und durch eine sogenannte Schraube ohne Ende sowohl um sich selbst als auch von links nach rechts vorwärts bewegt werden kann. Wird nun die Walze gedreht und gleichzeitig die Scheibe durch lautes Sprechen in Schwingungen versetzt, so werden die Vibrationen des Stiftes von der vorbeigleitenden Zinnfolie in Gestalt kleiner Vertiefungen aufgenommen. Eine mechanische Vorrichtung gestattet alsdann die Entfernung des schreibenden Stiftes von der Walze, die man zurückdreht, worauf der Stift der Folie wieder soweit genähert wird, daß seine Spitze die Vertiefungen faßt. Es muß nun, wenn die Walze gedreht wird, der Stift die Vertiefungen in derselben Reihenfolge passiren, wie er sie zuerst aufzeichnete, und in dieselben Bewegungen gerathen, in welche er durch die schwingende Scheibe versetzt wurde. Zudem dies geschieht, geräth auch die Scheibe in dieselben Schwingungen, welche sie vorher dem Stifte mittheilte. Es wird also der Prozeß der Uebertragung der Schwingungen in umgekehrter Weise wiederholt.“

Der unermüdetlich experimentirende Edison hat die Papierscheibe gegen eine metallene vertauscht und durch Induktion eines elektrischen Stromes den Druck, welchen das Sprechen auf die Nadel ausübt, verstärkt, so daß ein Flüster eine englische Meile, und eine Stimme, die im gewöhnlichen Unterhaltungston spricht, hundert englische Meilen vernehmbar wird. Auch das Mikrophon, dessen Erfindung man fälschlich dem Professor Hughes zuschrieb und welches für das Ohr dieselben Dienste zu leisten verspricht, die das Mikroskop dem Auge gewährt, ist laut einer newyorker telegraphischen Depesche Edisons Erfindung. Der Zusammenhang des Schalles mit der Elektrizität ist durch das Mikrophon, welches die Natur in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufsucht, zweifellos bewiesen. Das Mikrophon ist ein röhrenförmiger Behälter von Eisen mit glühend gemachter Weidenkohle gefüllt, die mit Quecksilber gemischt ist. Das Quecksilber bringt naturgemäß in die durch das Glühen luftleergewordenen Poren der Weidenkohle und erhöht ihre Resonanzfähigkeit. Ein oben und unten zugespitzter Kohlenstift, der an den Wänden des Kästchens befestigt ist, steht mit dem Leitungsdraht eines Telephons in Verbindung. Der Apparat wird zur größtmöglichen Isolirung auf Watte gestellt. Die Telephonleitung vermittelt meilenweit das Tiden einer auf das Mikrophon gelegten Taschenuhr. Das Geräusch des Uhrwerks schnüllt zum narrenden Gepolter des Räderwerks einer Mühle. Die Tritte einer Fliege, die über den röhrenförmigen Eisenbehälter des Mikrophons lief, hallten so wuchtig, als

wie von einem hufeisenbeschlagenen Thier. Dr. Richardson in London glaubt, daß das neue Schallvergrößerungsinstrument auch der Diagnose bei der Auskultation der Lunge und des Herzens gute Dienste leisten wird. Dr. M. T.

**Analysen von einundzwanzig Haarfärbemitteln** brachte vor kurzem die londoner Zeitschrift „Lancet“. Davon bestanden vierzehn aus Bleilösung mit darin vertheiltem Schwefel, einige waren als „völlig unschädlich“ (!) bezeichnet. Die Preise schwankten von 25 Cents bis 1 Dollar 50 Cents die Flasche. Zwei waren Bleisalz in unterschwefeligsäurem Natron gelöst; eins war Bleilösung, frei von Schwefelverbindungen; eins in zwei Flaschen, deren eine ammoniakalische Höllesteinlösung, die andere Pyrogallussäure enthielt. — Die restirenden drei hatten den Zweck, die Haare heller, statt dunkler zu färben. Sie unterschieden sich nicht viel von einander; jedes bestand aus ziemlich konzentrirtem und schwach angesäuertem Wasserstoffsuperoxyd. Dies ist im allgemeinen stets das wirksame Agens in derartigen Präparaten und kann nicht als giftig bezeichnet werden, wenn es auch dem Haarwuchs schädlich sein soll. Dr. B. H.

Raummangels wegen fällt die Redaktionskorrespondenz aus.

### Ärztlicher Briefkasten.

**Stegh.** D. Jene Barbier und Hebammen, welche jedermann auf Verlangen ein Duzend und mehr Schröpfköpfe setzen, um „schlechtes Blut“ zu entfernen, begehen, geradezu gesagt, ein Verbrechen. Die Ärzte haben seit Jahren gegen diesen Mißbrauch, der aus früheren Jahrhunderten stammt, geüfert; aber vergeblich. Denn nach wie vor herrscht unter der Landbevölkerung die Unsitte, sich von Zeit zu Zeit zur Ader oder Schröpfen zu lassen; eine Unsitte, die nur durch ein polizeiliches Verbot ausgerottet werden kann. Dem Körper wird dadurch nämlich ein Theil seines besten Materials entzogen, dessen er zum Gedeihen bedarf. Das Blut ersetzt sich nur sehr allmählich von neuem. Es findet also stets eine, wenn auch vorübergehende Schwächung des Körpers statt. Letztere aber wirkt direkt lebensverkürzend und legt den Keim zu späteren Leiden. Unterlassen Sie also diesen Unflug.

**Berlin.** Jenny St. Wir haben schon wiederholt erklärt, daß Ungarwein kein kräftigungsmittel für solche Kinder ist, die an der englischen Krankheit leiden. Ebenjowenig nützt in den meisten Fällen die Zuführung von Kaltpräparaten. Denn das Leiden wird sehr häufig durch Verdauungsstörung unterhalten, und diese zu beseitigen, ist die Aufgabe des am Orte befindlichen Arztes. Das beste Nahrungsmittel für derartige Kranke ist die in früheren Nummern schon mehrmals von uns erwähnte Hartenstein'sche Leguminose Nr. II, in Verbindung mit Milch, und für ältere Kinder Fleischkost, Eier u. s. w. Leidet die Verdauung nicht, so ist auch Leberthran zu empfehlen. — Hrn. W. v. F. Oberstabsarzt Dr. Fränzel in Berlin ist Spezialarzt gegen Krankheiten der Nieren und Harnorgane. Wollen Sie sich gefälligst an denselben wenden, da sich Ihr Leiden ohne persönliche Untersuchung nicht beurtheilen läßt.

**Breslau.** Karl T. Sie haben sehr recht, wenn Sie an uns die Frage stellen, warum es keine Schutzvereine für Handwerkslehrlinge gebe, denn diese seien gewiß nöthiger, als Thierschutzvereine, Missionsvereine und dergleichen mehr. Wühende Knaben und Mädchen sind leider bei ihren Meistern und Herrschaften nicht immer genügend versorgt; der Geiz begehrt in Bezug auf Speise und Trank manches Verbrechen an ihnen, während er sie schamlos ausbeutet; und ausgemergelt, blutlos, schwindig und bleich kehrt oftmals das vorher gesunde Kind nach wenigen Jahren wieder heim in die Elternhäuser. Viele unserer sozialen Zustände sind nicht bloß der Verbesserung bedürftig, sondern auch sehr leicht fähig, wenn man nur wollte. Wie wäre es z. B. mit der öffentlichen Nennung des Namens einer solchen Herrschaft und der Kennzeichnung ihres Küchzettels, nach welchem sie ihre Dienstboten speist. Das würde schon helfen. Heute werden solche Klagen, auf deren Grund hin die Polizeibehörde oft ein solches Dienstverhältnis löst, in den Akten begabren und die „Herrschaft“ trifft nicht einmal eine Strafe.

Arno B. in Meerane wolle sich dem Augenarzt Prof. Coccini in Leipzig vorstellen; Fr. Sch. in Erfurt seine Adresse angeben und den Inhalt seines Briefes dabei wiederholen. Nicht beantwortet werden konnten die Briefe von A. K. in Halberstadt, Z. W. in Berlin, Louis M. in Kenyork und H. ... t in Berlin, weil ohne persönliche Untersuchung eine richtige Beurtheilung der betreffenden Krankheiten unmöglich ist. Die übrigen Korrespondenten erhielten direkte Antwort. Dr. Resau.

**Inhalt.** Ein verlorener Posten, Roman von H. Lavant (Schluß). — Meeresleuchten, von Dr. Leop. Jacoby (mit Illustration). — Modern-russische Zustände (Schluß). — Glanz und Glend, ein Kulturbild von Dr. M. Trautl. — Weltausstellungsbriefe. (V. Schluß.) Bianca Cappello (mit Illustration). Der Phonograph und das Mikrophon. Ueber Haarfärbemittel. Ärztlicher Briefkasten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.